

Ms. 1191

MORALISCHE  
ERZÄHLUNGEN  
UND  
IDYLLEN

VON

DIDEROT und S. GESSNER.



Bertoli del.

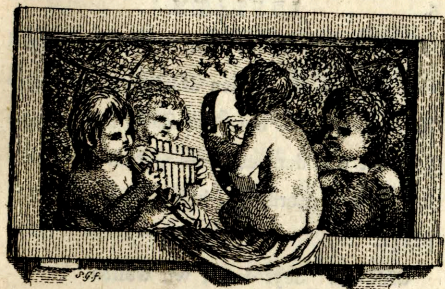
*Mit allergnädigster Freyheit.*

---

ZURICH,  
bey Orell, Gessner, Füsslin u. Comp. 1772.



IDYLLN.



## DAPHNE. CHLOE.

**DAPHNE.** Sieh, schon steigt der Mond  
hinter dem schwarzen Berg herauf, schon  
glänzt er durch die obersten Bäume. Hier  
dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns  
hier noch verweilen; indess wird mein  
Bruder die Heerde wohlbeforgt nach Hause  
führen.

**CHLOE.** Lieblich ist diese Gegend, lieb-  
lich des Abends Kühlung; laß uns hier  
verweilen.

*DAPHNE.* Sieh, da an der Seite des Felsen, das ist der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im Land ist dies der lieblichste Garten; keiner so niedlich geordnet; keiner ist so gut gepflegt.

*CHLOE.* Seys denn, wir wollen.

*DAPHNE.* Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen wie er. Ist nicht so?

*CHLOE.* O ja!

*DAPHNE.* Sieh, wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Fels; sieh wie es, ein Bächgen, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh, auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt; da muß man wol ganz die weite schöne Gegend sehn.

*CHLOE.* Mädchen, du lobest mit Hitze.

Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen, als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl; kein Wasser ist so süß.

*DAPHNE.* Aber du lachest Chloe!

*CHLOE.* Ey nicht doch. Sieh, ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süßer als aller andern Rosen? Lieblich als hätte Amor selbst sie gepflegt.

*DAPHNE.* Aeh! Sey nicht schalkhaft.

*CHLOE.* Nun, aber --- Verdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

*DAPHNE.* Ach! Du bist boshaft; komm laß uns gehn.

*CHLOE.* So plötzlich? Mir gefällt hier so wohl, so wohl. Doch horche -- Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch

sieht man uns nicht. Ha! Sieh, er ist es selbst. Still, sage mir ins Ohr, er ist doch wol auch schöner als jeder andre Hirt?

*DAPHNE.* Ach! Ich gehe.

*CHLOE.* Ich lasse dich nicht: Sieh, er staunt, er seufzt; gewiß ein Mädchen sitzt ihm tief im Busen. Kind, deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

*DAPHNE.* Laß mich, ach laß mich!

*CHLOE.* Still! Horche --

Im Schatten des Hollundergesträuches standen die Mädgen verborgen. Indefs hob Alexis, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten, wie oft habt ihr Daphne, Daphne, mir nachgeflüstert! Ihr Blümen, die ihr mich umduftet, Than blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen

blinkt. O dürst ich, dürst ichs ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie; einen schweren Krug hatte sie mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt ich: Wie bist du gütig, so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend, den Blick zur Erde geschlagen, gieng ich an Daphnens Seite, und durst ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse; diesen Mittag noch in frischer Blüthe, izt verwelkt! Ach so, so werd ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht! Ach, wenn sie meine Liebe verschmäht, dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude,

meine süßeste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken; und verwachsne Dorngebüsch werden mit ungesundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süßesten Früchte trüget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todtten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier, hier werd ich mein übriges Leben verfeutzen. Mögest du dann, indess meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines lebenswürdigen Gatten jedes süßeste Glück in vollem Maasse genießen! Doch nein, was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die na-

he Wiese gieng; sie stand stille. Kaum hatt ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wolgeruch zu! Dann bieget, ihr Bäume, bieget, die schattigten Aeste zu ihr herunter, mit süßen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie vor Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschniegt, ihm gestand das sie ihn liebe.

## DER BLUMENSTRAUS.

Daphnen sah ich : Vielleicht, ach vielleicht wüßts mein Glück seyn , hätt' ich sie nicht gesehn ! So reizend sah ich sie nie. An der heißen Mittagssonne , lag ich im dunkeln Weidenbusch , am kühlen Bache , da wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölbte sich über mir , und über dem kühlen Bache ; da saß ich ruhig : Aber seitdem , ach ! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Gesträuche , und Daphne , Daphne kam , durch des Bordes Schatten , herunter an den Bach. Reinlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weißen Füßen herauf , und trat in die helle Flut. Sie bückte sich , und wusch mit der rechten Hand ihr reizvolles Gesicht ; mit

der linken hielt sie ihr Gewand , daß nicht das Wasser es netze. Aber nun stand sie still , und wartete bis kein Tropfe von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still wars , und jeder ihrer Reitze schien ungefälscht ihr entgegen. Itzt lächelte sie ihre eigene Schönheit an , und drückte das Geflechte der goldnen Haare zurechte , die sich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen , so seufzt' ich , ach für wen diese Sorgfalt ; wem , ach wem will sie gefallen ! Wer ist der glückliche , um deswillen sie mit zufriednem Lächeln sieht , daß sie so reizend ist. Indefs sie gebückt so über dem Bache stand , fiel der Blumenstraus von ihrem Busen ins Wasser , und schwamm , indafs sie weggieng , zu mir herunter. Ich sieng ihn , ich küßt' ihn ; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber ach der Blumenstraus welkt , ach er welkt , der , nur zween

Tage finds, mit der Quelle zu mir floss!  
 Ach wie ich ihn pflegte! In meiner Trink-  
 schale stand er, die ich im Frühling mit Ge-  
 sang gewann. Amor sitzt künstlich drauf  
 geschnitten, in einer Laube von Geißblatt;  
 lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfeile  
 mit der Spitze der Finger, und vor ihm  
 schnäbeln sich zwei Tauben. Drey mal des  
 Tages goß ich ihm frisch Wasser zu, und  
 des Nachts stellt' ich ihn am Gitter meines  
 Fensters in den Thau. Dann stand ich vor  
 ihm, und athmete seine süßen Gerüche,  
 Süßler waren die Gerüche, glühender waren  
 die Farben, als aller Blumen des Frühlings;  
 denn ach, an ihrem Busen haben sie geblüht!  
 Staunend stand ich dann vor der Schale. Ja  
 Amor, so seufzt' ich, sie sind scharf, deine  
 Pfeile; wie sehr, wie sehr muß ichs fühlen!  
 Laß, o laß Daphnen nur die Hälfte so für  
 mich empfinden; dann will ich diese Schale

dir weihn. Auf einem kleinen Altar soll sie  
 stehn, und alle Morgen umwind ich sie mit  
 einem frischen Blumenkranz, und, ist es  
 Winter, mit einem Myrtenschloß. O mög-  
 tet ihr, kleine Tauben, mögtet ihr ein  
 Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber  
 ach, der Blumenstrauß welkt, so sehr ich  
 ihn pflege; traurig hängen die Blumen und  
 blaß am Borde der Schale herunter, hau-  
 chen keine Gerüche mehr, und ihre Blät-  
 ter fallen. Ach Amor! Laß, ach laß ihr  
 Welken für meine Liebe nicht von übler  
 Deutung seyn.



## DAPHNE. MICON.

**DAPHNE.** Sage mir mein Geliebter, was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wol heilig?

**MICON.** Dem Amor, meine Geliebte, dem Amor ist er heilig. Ach wie süß ist mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weißest es, kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als diese Aglaye, manche Stunde in süßen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süßes Andenken! da keimte die Liebe schon in unsern Busen.

**DAPHNE.** Weißest du was? Ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich, schützt sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben; denn auch mir

auch mir, mein Geliebter, ist jenes Andenken süß.

**MICON.** Weißest du noch? Wir machten Schalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

**DAPHNE.** Weißest du noch? Kleine Schälgen von Haselnüssen, und Schälgen von Eicheln, und der gehölte Samenkopf der Feuerblume waren unser Hausgerath: Wir tranken Tröpfgen Milch daraus, oder wir aßen Brofamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann, und ich dein Weib.

**MICON.** So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbten so hoch wir reichen konnten. So klein wars, eine junge Ziege würde mit dem Hörngen das oberste des Gewölbes

B



zerrissen haben. Von Ästgen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gittergen unfer Haus. Ach wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen?

*DAPHNE.* Ein Gärtgen pflanzt' ich vor dem Haus; weißest du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher, In einem Augenblick würds ein Schaf ganz abgemäht haben, so groß wars.

*MICON.* Noch weis ichs; die kleinsten Blümgen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

*DAPHNE.* Erfindsam warest du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet, inner unsern Zaun; durch holen Schilf führtest du das Wasser. In ein Beth fiels, das du von Holz höltest; ganz angefüllt wärs dem Durstigen ein ga-

ter Trunk gewesen. Doch sieh, da liegt es noch am Bache.

*MICON.* Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstückt Bildgen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn, als eine treue Mutter. Eine Nusschale war sein Beth; da schlief er bey deinem Gefang auf Rosenblättern und Blümgen.

*DAPHNE.* Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

*MICON.* Einst macht ich von Binsen ein kleines Kestg; ein Heupferdgen that ich drein, und gab dir das Geschenk. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beigen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräsgen. Sieh, o sieh das arme Thiergen! Sieh wie es zittert; es schmerzt

dich; ach ich hab, ich habe dir weh gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

*DAPHNE.* Noch gütiger warst du wol, mein Geliebter, da als mein Bruder zwey junge Vögelgen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelgen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelgen geben; sieh, mit Müh und Fleiß hab ich die braune Rinde gefehnt, daß Aestgen mit Laub um den sonst weissen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelgen dein. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest. Freudenthränen, mein Lieber, netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

*MICON.* So waren die Tage unfreier Kindheit honigflüssig, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

*DAPHNE.* Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

*MICON.* Wie glücklich, meine Geliebte, werden unfreie Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süßes Kinderspiel war.

*DAPHNE.* Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter, war Mann und Weib nie glücklicher als wir.



## DIE SCHIFFFAHRT.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg  
 Zu fernem Ufer führt!  
 Zwar dich umflatter Zephir nur,  
 Nur Liebesgötter dich!

Ihr Wellen, hüpfet sanft ums Schiff!  
 Wenn nun ihr süßler Blick  
 Auf euern sanften Spielen ruht,  
 Ach, dann denkt sie an mich.

Ins Ufers Schatten singe dir  
 Jetzt jeder Vogel zu;  
 Und Schilf und Sträucher winket ihr  
 Von sanftem Wind bewegt.

Du glatte See bleib immer sanft!  
 Du trägst das schönste Kind:  
 Das je den Fluten sich vertraut;  
 Rein, wie der Sonne Bild

Das dort auf deinem Spiegel stralt,  
 Schön wie die Venus einst  
 Als sie, aus weißem Schaum hervor,  
 Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sahn,  
 Vergassen da entzückt  
 Ihr plätschernd Spiel, vergassen da  
 Die schilfbekränzte Nymph.

Sie sahn der Eifersüchtigen Blick  
 Und lächelnd Winken nicht;  
 Die süße Göttin sahn sie nur,  
 Bis sie ans Ufer stieg.



## DER HERBSTMORGEN.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon aus Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischete Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel standen, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauchenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnen- glanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken überfah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten,

nah und fern, und den Gesang der munteren Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so; aber in frommer Begeiferung nahm er izt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht ich, ihr Götter! Möcht ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude, und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist

ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude, genießt sein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Miston stört die süße Harmonie, und wer es hört wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude die ich genoss, die du nicht durch deine Freude verlustest? Hat

ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: Wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bey jedem Unternehmen; und alles, was du vollführst, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte; gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und, komm ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzückt mich da deine holde Geschäftigkeit mich zu erqui-

ken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütte stürmet; dann, beym Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bey dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schneegeflöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl ichs, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seydt ihr, ihr anmuthsvolle Kinder, mit jedem Liebreitz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, wars, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seydt ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird

einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich ruffet; an meinen Knien hangend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süsse Früchte, oder was ich bey der Wartung der Heerde kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil ich dann, o Daphne, in deine offenen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber izt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie, wie der thaubenezte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glück-

lich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken dafs du so uns liebst.

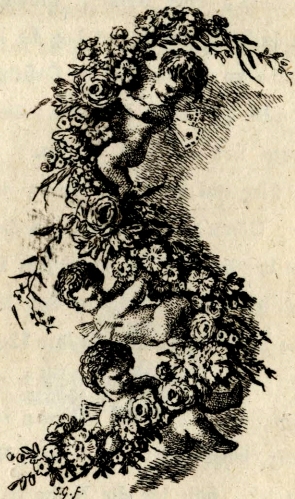
Izt schliest er alle drey in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück: Und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, dafs Tugendhafte glücklich sind.



## DIE NELKE.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten gieng sie, trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Jezt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnst, o könnt ich so die süßen Lippen berühren! Weg gieng jezt Daphne; da trat ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd ihr Geruch mich erquickern, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein, so sprach ich, sollt ich die Nelke rauben die sie liebt? Nein, an ihren Busen wird Da-

phne lie pflanzen; dann werden ihre süßen  
Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften,  
wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt  
wenn man der Göttin der Schönheit opfert.



## DAS GELÜBD.

Laßt, Nymphen, o laßt das Wasser  
eurer Quelle an mir gesegnet seyn, wenn  
von der Huft' ich mein Blut wasche, das  
aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mirs  
heilsam seyn, ihr Nymphen dieser Quelle:  
Nicht Zank, nicht Feindschaft ist die  
Schuld von diesem Blut. Amyntens Knabe  
schrie im Hain, von einem Wolf ergriffen;  
er schrie, und schnell, den Göttern seys  
gedankt, war ich zur Rettung da. Als  
unter meinen Streichen der Wolf noch  
rang, hat er mit scharfer Klaue die Hüfte  
mir verwundet. Ihr Nymphen seyd nicht  
böse, wenn ich die reine Quelle trübe, mit  
Blut das aus der Wunde floß! Ein junges  
Böckgen will ich morgen früh euch hier am  
Ufer opfern, weiß wie der Schnee der eben fiel.

## DIE ZEPHYRE.

*Erster Zephyr.*

Was flatterst du so müßig hier im Rosenbusch? Komm, fliege mit mir ins schattigte Thal; dort baden Nymphen sich im Teich.

*Zweyter Zephyr.*

Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattere deine Nymphen; ein süßeres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthan, und sammle liebliche Gerüche.

*Erster Zephyr.*

Was ist denn dein Geschäft, das süßler ist, als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

*Zweyter Zephyr.*

Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehn, schön wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korb geht sie bey jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht: Sieh, die Morgensonne glänzt an ihr bemooftes Dach; dort reichet sie der Armanth Trost, und jeden Tages Nahrung; dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwey unschuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bethe weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glühend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der süßen Freude, der Armuth Trost zu seyn. Hier wart' ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe: Mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann ent-

gegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh das ist mein Geschäft.

*Erster Zephyr.*

Du rührest mich: Wie süß ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen wenn sie kömmt. Doch --- sieh, am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schön ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Anmuth ist jede Gebehrde. Auf, da ist sie, schwinde deine Flügel; so schöne Wangen hab ich noch nie gekühlt!

## DAPHNIS. CHLOE.

**F**rüh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und fand Chloen, seine kleinere Schwester, beschäftigt aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen, und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

*DAPHNIS.* Liebe Chloe, was sollen diese Kränze? Du weinst, ach!

*CHLOE.* Weinst du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! Sollten wir nicht weinen? Sahst du es, wie traurig unsere Mutter bey uns vorübergieng; wie sie uns die Hände drückte und schluchzte, und ihr thränenvolles Ang verbarg.

*DAPHNIS.* Ich sah es. Ach unser Vater! Er muß wohl mehr krank seyn als er gestern war.

*CHLOE.* Ach, mein Bruder, mein Bru-

der! Wenn er stirbt! -- Ach wie er uns lieh  
hat, wie er uns küßt, wie er uns herzt,  
wenn wir thun was er gerne hat, und was  
den Göttern gefällt!

*DAPHNIS.* Ach liebe liebe Schwester!  
Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoset  
mich mein kleines Schaf; fast, ach fast  
vergeß ichs, ihm seine Speise zu geben.  
Umsonst flattert meine Taube auf meine  
Schulter, und schnäbelt mich um meine  
Lippen und um mein Kinn; nichts, nichts  
macht mir Freude! Ach unser Vater! Sollte  
er sterben, ich stürbe auch.

*CHLOE.* Ach, unser Vater! Weißest  
du noch? Fünf Tage finds nun, seit er  
uns beyde auf seinem Schoosse hielt und  
weinte --

*DAPHNIS.* Ach Chloe! Wie er uns  
auf die Erde stellte, wie er erblasste!  
Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte

Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da  
wankt er zu seinem Bethe: Seitdem ist er  
krank.

*CHLOE.* Ach immer kränker! Sieh was  
ich vorhabe, Bruder. Früh gieng ich aus  
der Hütte, um frische Blumen zu brechen,  
und diese Kränze zu machen; dann gehe  
ich zu der Bildsäule des Pan; denn, im-  
mer sagen unser Vater und unsre Mutter,  
die Götter sind gütig, und hören gerne  
fromme Gebete. Ich will gehn, und diese  
Kränze ihm opfern; und, sieh du es hier  
im Kestigt, das liebste was ich habe,  
mein Vögelgen, will ich ihm auch opfern.

*DAPHNIS.* Ach, meine liebe Schwe-  
ster! Ich will mitgehn; warte, nur zween  
Augenblicke warte: Ich will mein Körbgen  
voll der schönsten Früchte holen; und  
meine Taube, die will ich auch zum Opfer  
bringen.

Er lief, und kam bald zurücke; und sie giengen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Jezt knieten sie vor ihm hin; und so flehten sie zu dem Gotte:

*DAPHNIS.* Pan, du gütiger Schützer unsrer Triften, höre, höre unser Flehn! Wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehn!

*CHLOE.* Höre, o höre unser Flehn, guter Pan! Nimm an unser kleines Opfer wie Kinder es geben können: Diese Kränze leg' ich vor dir hin; möcht' ichs erreichen, um deine Schläfe und deine Schultern würd' ich sie winden. Rette, o rette, gütiger Pan, unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder --

*DAPHNIS.* Diese Früchte bring ich dir, die süßesten die ich habe; nimm, ach nimm sie gütig an! Die beste Ziege würd'

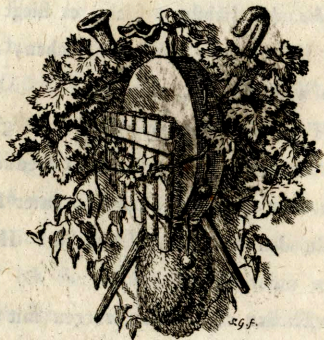
ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker als ich Kind bin. Aber bin ich größer, dann opfre ich dir alle Jahre zwei, daß du unsern Vater uns schenkest. Laß unsern besten Vater gesund werden!

*CHLOE.* Dieses Vögelgen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter allem das ich habe das liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan!

*DAPHNE.* Und diese Taube würg' ich dir. Sieh, sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie, guter Pan, daß du den Vater uns schenkest: Höre, o höre unser Flehn!

Die Kinder wollten izt würgen mit kleinen zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eure Freunde nicht Kindergeiz, euer Vater ist gesund!

Und er war gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder, giengen sie selbiges Tages noch alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel.



## ERYTHIA.

**MYRSON.** Hier laß uns im Bache gehn, das Wasser kühlt unfre Füße; über uns wölben sich Weiden und schlanke Eschen mit Schatten.

**LYCIDAS.** Seys denn; bey dieser schwülen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

**MYRSON.** Laß uns gehn bis dahin wo der Bach herunter sich stürzt; lieblich ist dort und kühl, als schwämmst du beym Mondschein im Wasser.

**LYCIDAS.** Horehe, schon hör ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als suchte jedes Geschöpf in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumme, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserstelze, will sie den

Weg uns weisen? Sieh, wie sie vor uns her so munter von Stein zu Steine hüpfet. Ha! Sieh da, wie ein heller Sonnenstrahl in diesen hohen Weidenstamm fällt, mit Winden und Epheu behangen. Sieh doch, ein junges Böckgen schläft drinnen; wie schlau hat sich das die angenehme Ruhstatt gewählt!

*MYRSON.* Du siehst alles; nur nicht, daß wir da sind wo wir seyn sollen.

*LYCAS.* Ha ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

*MYRSON.* Wie ein silberner Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höle; ein Kranz von Gesträuchen umfaßt ihn. Komm, laß uns hinter den Wasserfall in die Höle gehn.

*LYCAS.* Ha, mir schauerts von angenehmer Kühlung! Wie der Bach vor uns

niederplätschert! Jeder stürzende Tropfe kimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

*MYRSON.* Laß hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns sitzen; unsere Füße ruhen unbenetzt auf denen die in dem Wasser liegen, indeß daß der Wasserfall uns in die Höle verschließt.

*LYCAS.* So einen anmuthsvollen Ort hab ich noch nie gesehen.

*MYRSON.* Ja anmuthsvoll ist er; auch ist er dem Pan heilig. Am Mittag fliehn ihn die Hirten; man sagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen: Verlangest du das, so will ich sie singen.

*LYCAS.* Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Eridanus, schön

ner als alle von Dianens Gefolge, warft die Erythia. War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war sie schon von schlanker Größe; kindische Unschuld lächelte noch im schönen Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch den vollern Wuchs. Bey der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebürgen die Rehe verfolgt; und müde, und von Durst schwächend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht; dann schöpfte sie einen kühlen Trunk, und schlürft ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Gesträuchen sie betrachtet, und Liebe flammete schnell in seinem Busen auf. Ihr unbemerkt schlich er herbey, bis das Ge-

räusche des nächsten Grafes an ihrem Rücken ihn verrieth. Erschrocken sprang sie auf, entwischte seinen nervigten vor Verlangen zitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, Schrecken machte sie schneller; so lief sie, er lief ihr nach; so lief sie über die Trift hin, wie ein schneller Wind über des Grafes Spitzen streift; aber plötzlich stand sie vor Entsetzen still. Am äußersten Rand eines Felsen stand sie, bebte zurück, und sah erblaffend ins tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Geschrey: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette, rette mich, daß kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana, schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer

Ferfe schon; schon fühlt sie seinen Athem,  
und jetzt seinen umschlingenden Arm. Doch  
die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr  
angstvolles Flehn; Wasser trieft von seinen  
umschlingenden Armen, und die an sie ge-  
drückte Brust herunter; sie zerschmilzt in  
seiner Umarmung zur Quelle; schmilzt, wie  
Frühlingschnee an einem braunen Felsen;  
schmilzt, trieft von seinen Armen, rieselt  
sein Knie herunter, rieselt durchs Gras,  
stürzt von der Felsenwand, und rieselt  
schon unten im Thal. Und so entstand  
Erythia, die reine Quelle.



## MYCON.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich,  
Apollen unser Opfer zu bringen. Schon  
sah wir von ferne den Hügel, auf dem der  
Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lor-  
beerhain hoch in die blaue Luft emporsteht;  
und weiter hinaus stimmte, dem Auge  
endlos, die Aussicht ins Meer. Mittag  
wars, und der Sand brannte unsre Solen,  
und die Sonne die Scheitel; so gerade stand  
sie über uns, daß die Locken an der Stirne  
ihre Schatten das ganze Gesicht herunter  
warfen. Die Eidexe schlich lächelnd im  
Farrenkraut am Weg, und die Grille und  
die Heuschrecke zwitscherten unter dem  
Schatten der Blätter im gesengeten Grase.  
Von jedem Tritt flog heißer Staub auf,  
und brannte die Augen, und saß auf die

gedörreten Lippen. So giengen wir schwach-  
tend: Aber wir verlängerten die Schritte,  
denn vor uns sahn wir am Wege dicht em-  
porstehende Bäume; schwarz war der Schat-  
ten unter ihnen wie Nacht. Mit schauern-  
dem Entzücken traten wir da in die lieb-  
lichste Kühlung. Entzückender Ort, der so  
plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoss!  
Die Bäume umkränzten ein großes Beth,  
worein die reinste, die kühleste Quelle sich  
ergoss. Die Äste hiengen ringsum zu ihr  
herunter, mit reifen Äpfeln und Birnen be-  
hangen, und zwischen den Stämmen der  
Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche,  
Krauselbeeren und Brombeeren, und die  
Erbfelftaude. Aber die Quelle rauschte aus  
dem Fuß eines Grabmals hervor, das Gei-  
ßblatt und die schlanke Winde, und schlei-  
chender Epheu umwanden. Götter, so rief  
ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erqui-

kung! Heilig und gesegnet sey mir, der  
diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat;  
vielleicht ruht seine Asche hier. Hier,  
sprach Milon, hier an der Vorderseite des  
Grabmals sehe ich unter den Ranken von  
Geißblatt eingegrabene Züge; vielleicht sa-  
gen uns die, wer er ist, der so für des  
Wandrer's Erfrischung sorgt. Und jetzt hob  
er die Ranken mit seinem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Mycon! Gut-  
thätigkeit war sein ganzes Leben. Lange  
nach seinem Tod wollt' er noch gutes thun,  
und leitete diese Quelle hieher, und pflanzte  
diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher,  
so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du  
zurückliefst! Und da kam jemand unter  
den Bäumen hervor; ein schönes Weib wars,  
von schlanker Gestalt und edlem Ansehn.  
Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und

so kam sie zu der Quelle. Seyd mir gesegnet in diesen Schatten, so redte sie mit holder Freundlichkeit; ihr seyde Fremde; vielleicht, vielleicht hat ein zuweiter Weg bey der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Seyd uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib. Wir bedürfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wandrers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag uns, indest dieser heilige Schatten uns kühlt, sag uns wer er war?

Jetzt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmals, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Mycon, so hieß er, der die Götter ehrte, dessen süßeste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich danks ihm, daß ich das glücklichste Weib bin, -- hier glänzten Thränen in ihren Augen -- das Weib seines Sohns. -- Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genährt, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichtum. Zwo Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich

trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge meines Glückes werth zu seyn; er sah es und liebte mich, und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! Vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So steht ich ihm immer, aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten: Da trat Mycon herein, und setzte sich neben mir an die Morgensonne; lange sah er mit freundlichem Lächeln mich an.

Kind, so sprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl; du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeyen, ich will dich glücklich sehn! Könnst' ich, mein bester Herr, könnst' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin! So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. Kind, sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mirs, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Jetzt entfaltete die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stand ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und, kannst du, so sagt er, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken

seine Hand an mein bethrüntes Gesicht;  
und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste  
Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet,  
so fuhr sie fort: Aber wie er diese Quelle  
hierher geleitet, und diese Schatten gepflanzt  
hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und  
ich wills euch erzählen:

Gegen dem Ende seines Lebens gieng er  
oft, und setzte sich hier an der Straßē,  
grüßte freundlich den Wanderer, und bot  
dem Armen und dem Müden Erquickung.  
Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von  
fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine  
kühle Quelle in diesen Schatten leitete?  
Weither ist keine Quelle und kein Schatten.  
So erquick ich, wenn ich lange nicht mehr  
bin, den Müden, und den der an der Sonnenhitze  
schmachtet. So sprach er, und  
hieß vom Feld her die kühleste Quelle lei-

ten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher,  
die früher und später reifen. Die Arbeit war  
vollendet; und jetzt gieng er zum Tempel des  
Apoll, opferte und bat: Laß, was ich pflanzte,  
gedeyen; so kann der Fromme, der fernher zu  
deinem Tempel geht, im kühlen Schatten sich  
erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört.  
Den folgenden Morgen erwacht' er frühe,  
und sah aus seinem Fenster nach der Straßē.  
Da sah er, wo er die Sprößlinge pflanzte,  
hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er,  
was seh ich! Kinder, sagt mirs, täuscht mich  
ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt,  
zu Bäumen emporgewachsen. Voll heiligen  
Erstaunens giengen wir jetzt unter den  
Schatten; in vollestem Wuchse standen die  
Bäume da, und streckten die starken Äste  
weit umher; die Last der reifen Früchte bog  
sie herunter zum blumigten

Gras. O Wunder, so rief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen Schatten wandeln! Und wir dankten und opferten dem Gotte, der so gnädig noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber ach! Er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier; daß der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest; sey uns gesegnet! So sprachen wir, und giengen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apoll.



## THYRSIS.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Qual, für mich umsonst, ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgießet. Ich schmachte, ach, wie man an der Sommersonne schmachtet! Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedgen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigtem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte

in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbgen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen vest; denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößet haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanft rauschend rückwärts in die Luft. So gieng sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Äpfel fielen vom Körbgen, und hüpfen den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf und gab sie dem Mädchen wieder; aber meine Hand zitterte, ich wollte reden, aber ich

seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanft lächelnd, und röther, schenkte sie die schönen Äpfel mir. Jetzt standen wir, ach was ich empfand! schüchtern beyde; jetzt gieng sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah ihr nach; da sie hineintrat, sah sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt gieng ich, Zittern war in meinen Knien, den Hügel hinunter. Ach! Stehe du mir bey, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.



## AN DEN AMOR.

Ach Amor, lieber Amor!  
 Schon an dem ersten May  
 Baut in des Gartens Ecke  
 Ich den Altar für dich,  
 Und pflanzte Rosenhecken  
 Und Myrthen drüber her:  
 Und lag nicht jeden Morgen  
 Thauvoll ein Blumenkranz  
 Auf deines Altars Mitte?  
 Ach alles war umsonst!  
 Schon streifen Winterwinde  
 Das Laub von Baum und Strauch,  
 Und Phillis ist noch spröde,  
 Spröde wie am ersten May.



## DAPHNIS.

In stiller Nacht hatte Daphnis sich zu seines  
 Mädgens Hütte geschlichen; denn die Liebe  
 macht schlaflos. Hell schimmerten die Sterne  
 durch den ganzen Himmel gesäet; sanft  
 glänzte der Mond durch die schwarzen  
 Schatten der Bäume; still und düstern war  
 alles; jede Geschäftigkeit schlief, und jedes  
 Licht war erloschen. Nur Funken vom  
 Mondschein hüpfen auf rieselndem Wasser,  
 oder ein seltenes Würmgen leuchtete im  
 tiefesten Dunkel. Da saß er der Hütte ge-  
 genüber in schwermüthiger Entzückung,  
 und sah nur mit vestgeheftetem Blick das  
 Fenster der Kammer wo sein Mädchen schlief.  
 Halb geöffnet wars den kühlen Winden und  
 des Mondes sanftem Licht. Mit sanfter  
 Stimme hub' er jetzt diesen Gesang an:

Süßs sey dein Schlummer, du meine Geliebte! Erquickend wie der Morgenthau! Sanft und ruhig liege dort, wie ein Tropfen Thau im Lilienblatt, wenn die Blumen kein Hauch bewegt; denn sollte reine Unschuld nicht ruhig schlummern? Nur süße frohe Träume sollen um sie schweben. Steigt herunter süße Träume, auf den Stralen des Mondes steigt zu ihr herunter! Nur frohe Triften soll sie sehn, wo milchweiße Schafe weiden; oder ihr solls dünken, sie höre den Gesang sanfter Flöten, schön wie Apoll sie spielt, durchs einsame Thal tönen. Oder laßt ihr seyn, sie bade in einer reinen Quelle sich, und Myrthen- und Rosenstauden wölben sich um sie her; von niemandem gesehn, als den kleinen Vögelgen, die ihr von jedem Ästgen singen. Oder ihr dünke, als spielte sie mit den Huldgöttinnen; und sie nennen sie Geliebte und

Schwester; und sie brechen Blumen in der schönsten Flur; die Kränze, die sie flicht, gehören den Huldgöttinnen; die jene flechten, gehören ihr. Oder laßt sie im Schatten von Bäumen durch balsamduftende Blumen irren: Laßt kleine Liebesgötter wie Bienen schwärmen, sich fliehn und sich haschen; zehn fliegen mit der Last eines duftenden Apfels her; ein andrer Schwarm bringt eine reife Traube; die andern schwärmen in Blumen und jagen ihr Gerüche zu. Dann komme im Schatten ihr Amor entgegen, doch ohne Bogen und Pfeile, daß sie nicht schüchtern wird; aber mit jeder süßesten Anmuth des Liebreizes geschmückt. Auch laßt mein Bild ihr erscheinen, wie ich schwachend vor ihr steh, erröthend niederblicke, und mit Seufzen unterbrochen ihr sage, daß ich vor Liebe ver schwachte. Noch darfst ichs ihr nicht sagen. O möchte

bey diesem Traum ein Seufzer ihren Busen schwellen! Möchte schlafend sie sanft lächeln und erröthen! O möcht ich schön seyn, wie Apoll da er die Heerden weidete; möchten meine Lieder süß tönen, wie die Lieder der Nachtigall; möchte jede Tugend mich schmücken, daß ich werth wäre von ihr geliebt zu seyn!

So sang er; und dann gieng er im Mondschein nach seiner Hütte zurück. Hoffnungsvolle Träume versüßeten ihm die übrigen Stunden der Nacht. Früh am Morgen trieb er seine Heerde den Hügel hinan, wo seines Mädgens Hütte am Wege steht. Langsam giengen seine Schafe, und weideten zu beyden Seiten des Bordes: Gras'et ihr Schafe, ihr Lämmer; nirgend ist bessere Weide! Wo sie hinblickt blühet alles schöner; wo sie wandelt wachsen Blumen. So sagt' er, als sein Mädchen ans

Fenster stand. Die Morgensonne beschien ihr schönes Gesicht: Deutlich sah ers, daß sie lächelnd ihn anblickte, und daß ein höheres Roth auf ihre Wangen stieg. Langsam mit pochendem Herzen gieng er vorüber: Holdselig grüßt sie ihn, und holdselig blickt sie ihm nach; denn sie hatte seinen nächtlichen Gesang behorcht.



## THYRSIS u. MENALKAS.

**T**HYRSIS. Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches, ganz neues Körbgen hieng ich im Myrtenwäldgen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sey, (so steht' ich) sey meiner Liebe gewogen! Heute gieng ich bey dem kleinen Tempel vorbey, trat in den Myrtenhain, und sah nach meinem Körbgen. Und sieh, sieh, was ich da sah. Ein Vögelgen saß auf des Körbgens Rand und sang. Da trat ich näher, da flog es weg; ich sah ins Körbgen, und sieh, ein wohlgebautes Nestgen war, und Eyergen waren drinnen; und das Weibgen schmiegte sorgsam sich drüber, und blickte mich an, als wollt es mich flehn: Zerstöre, junger

Hirt, o zerstöre die kleine Wirthschaft nicht! Der andre flatterte um meine Stirn und Haare. Ich gieng zurück, schnell war das Männen wieder auf des Körbgens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich und fangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas, der du alle Deutungen weißest, sage mir, was bedeutet das?

**MENALKAS.** Glücklich werdet ihr, dein Mädden und du, beyfammen wohnen, und fruchtbar wird eure Liebe seyn!

**THYRSIS.** Bey den Göttern! Das dacht ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Zickgen schenk ich dir; und diese Flasche voll Honig, süß wie meines Mädgens Lippen, und lauter wie die Luft. So sprach er, und hüpfte vor Freude, wie eine junge Ziege im Mayenthau hüpfte.

## DAPHNE.

**D**aphne war schön und arm; fromm erzogen, von einer Mutter die ihr zu früh starb. Jetzt war sie die Dienstmagd des Mycon: Er baute das Landgut eines reichen Bürgers aus Mitylene, und Daphne weidete seine Heerde. Einst gieng sie mit Thränen in ihren Augen zum stillen Grabe der Mutter, goß eine Schale voll Wasser aus, und hieng Kränze an die Ranken der Stauden, die sie drüber her gepflanzt hatte. Da setzte sie neben dem Grabe sich hin, weinte und sprach: O theures Andenken deiner Tugend, deiner Frömmigkeit, o geliebteste Mutter! Du, du hast meine Unschuld gerettet. Sollt' ich je deine Ermahnungen vergessen, die du mit ruhigem Lächeln mir gabst, und da an meinen Bu-

fen hinsankst und starbst; sollt' ich je vergessen, wie tugendhaft du warst, dann, o dann mögen die gütigen Götter mich vergessen; dann mög' ich im Elend sterben, und dein heiliger Schatte möge mich fliehn! Du Geliebte, du hast meine Unschuld gerettet. Alles, ach alles, will ich deinem Schatten erzählen: Hab ich doch, ich Verlassene, hab ich doch sonst niemand, dem ich mit frommem Vertrauen mein Herz öffnen dürfte. Nicias, der Herr des Mycon, dessen Heerde ich weide, kam auf sein Gut, des Herbstes Freuden zu sehn. Er sah mich, that freundlich mit mir; er lobte meine Heerde, daß ich so gut sie pflege; sagte ich wär' ein süßes Mädgen, und gab mir Geschenke. Götter! Ich ein fältiges Mädgen, was wissen wir doch auf dem Lande! Gütig, dacht ich, ist unser Herr; ihn mögen die Götter dafür segnen;

zu ihnen will ich für ihn beten, das ist alles, was ich kann. Glückliche sind die Reichen und von den Göttern geliebt; doch sie verdienens ja wol, sind sie gütig wie er. So dacht ich, und ich litt es, wenn er meine Hand in die seine schloß, und erröthete und durfte nicht aufblicken, da er einen Ring von Gold an meinen Finger steckte! Sieh, auf diesem Steigen dieses Kind mit Flügeln, das soll dich glücklich machen; so sprach er, und streichelte meine erröthenden Wangen. Ist er doch wie ein Vater gütig mit dir! Wie verdienst du so viel Gnade von einem so reichen und mächtigen Herrn: So dacht ich einfältiges Kind, aber ach, wie war ich betrogen! Heute früh fand er im Garten mich; da faßt er mich freundlich unter dem Kinn: Bring, sprach er, mir frische Blumen, ich möchte an ihrem Geruch mich erqui-

ken, dort in die Laube von Myrthen. Geschäftig und freudig suchte ich die schönsten aus, und lief mit froher Eile nach der Laube. Leicht bist du wie ein Zephyr, und schöner als die Göttin der Blumen; so sagt er, und -- Götter, Götter! Noch beb ich durch alle Gebeine, er rifs mich auf seinen Schoofs hin, drückt an seinen Busen mich, und alle Verheißungen die verführen, und alles was Liebe reizendes sagen kann, das floß von seinen Lippen. Ich weinte, ich bebte und wäre der Verführung zu schwach, ach! jetzt unglücklich, jetzt nicht mehr dein unschuldiges Kind. Hätte, so dacht ich, deine fromme Mutter dich je unkeusche Umarmungen niederträchtig dulden gesehen! Ich dachts, und bebte zurück und entfloß. Jetzt komm ich, Geliebte! Ich komm auf deinem Grabe zu weinen. Ach, daß ich, junges armes

Kind, so früh dich verlor. Eine zu zarte Pflanze bin ich, die den Stab verlor, an den sie sich schmiegte. Diese Schale voll Wasser gieß ich deinem frommen Schatten aus; nimm diese Kränze, nimm meine Thränen! Möchten, o möchten sie bis zu deinen Gebeinen dringen! Und höre, höre geliebte Mutter! Ach, deiner Asche, die hier unter den bethränkten Blumen ruhet, deinem heiligen Schatten wiederhole ich dies Gelübde. Tugend und Unschuld, und die Furcht der Götter sollen das Glück meines Lebens seyn. Sey ich nur arm und froh, und zufrieden, und thue nichts das du nicht mit freundlichem Lächeln gebilliget hättest; dann werd' ich, wie du es warst, von Göttern und den Menschen geliebt, weil ich fromm, redlich und dienstfertig bin; und dann sterb ich einst lächelnd und mit Freudenthränen, wie du starbest.

Und jetzt gieng sie. Frohe Empfindung der Tugend strömte ganz durch sie hin, und glänzte in ihren thränenbenezten Augen. Schön war sie wie ein Frühlingstag, wenn ein sanfter Regen fällt, und doch die Sonne scheint. Froh wollte sie zu ihren Geschäften; aber Nicias kam auf dem Weg ihr entgegen. Mädgen, so sprach er, und Thränen flossen seine Wangen herunter; ich hab auf dem Grabe deiner Mutter dich behörcht: Fürchte dich nicht tugendhaftes Mädgen! Dank sey den Göttern, Dank deiner Tugend, du hast mich von dem Verbrechen gerettet, deine Unschuld verführt zu haben! Verzeihe, keusches Mädgen, verzeihe, und fürchte von mir kein neues Verbrechen: Auch meine Tugend siegt. Sey fromm, sey tugendhaft; aber sey auch glücklich. Jene baumreiche Wiese, bey deiner Mutter Grab, und die

Halbte der Heerde, die du gehütet hast,  
 sey dein. Möge ein würdiger Gatte, tu-  
 gendhaft wie du, das Glück deines Lebens  
 seyn! Weine nicht, frommes Mädchen!  
 Nimm das Geschenk, das mein redliches  
 Herz dir giebt, und laß mich ferner für  
 dein Glück sorgen; sonst wüßte, daß ich  
 deine Tugend beleidigte, mein ganzes Le-  
 ben mich quälen. Vergifs, vergifs mein  
 Verbrechen! Du hast, wie eine gütige Gott-  
 heit, mich vom Verderben gerettet.



## DAPHNIS und MICON.

**DAPHNIS.** Sieh, der Bock dort wadet  
 in den Sumpf, und die Schafe folgen ihm.  
 Ungefunde Kräuter wachsen da im Schlamm,  
 und Ungeziefer schlürfen sie mit dem Was-  
 ser. Komm, wir wollen sie zurücktreiben.

**MICON.** Die Unfannigen! Hier ist  
 Klee und Rosmarin, und Timian und Quen-  
 del, und an jedem Stamme schleicht das  
 Ephraim; doch gehn sie zum Sumpf. Aber  
 wir machens wol selbst oft so; gehen  
 beym Guten vorüber, und wählen was  
 uns schädlich ist!

**DAPHNIS.** Sieh wohin er wadet; die  
 Frösche springen weit vor ihm her aus dem  
 Schilf. Heraus ihr Einfältigen, ans gra-  
 sigte Bord: Wie garstig ihr die weiße Welle  
 beflecket!

*MICON.* Nun seydt ihr da: Hier sollet ihr weiden! Aber sage mir, Daphnis, was ich da sehe. Marmorsäulen liegen im Sumpfe, und Schilf und Unkraut schlägt sich drüber. Sieh ein zerfallnes Gewölbe von Epheu über und überschlungen, und Dornen wachsen aus jeder Ritze.

*DAPHNIS.* Ein Grabmal wars.

*MICON.* Das mußt es wol gewesen seyn. Sieh da liegt die Urne im Schlamm. Bilder scheinen aus ihren Seiten hervorzuspringen: Fürchterliche Krieger findt und tobende Pferde; sieh, mit ihren Hufen zertreten sie Männer die verwundet zu Boden stürzen. Der mußt wol kein Hirt gewesen seyn, dessen verschüttete Asche so traurige Bilder einschlossen: Der mußt wol kein Liebling der Gegend gewesen seyn, dessen Grabmal ihr so zerfallen laßt: Die Nachkommen müßten wol wenig seinem An-

denken geopfert, wenig Blumen auf sein Grab gestreut haben.

*DAPHNIS.* Ein Unmensch war er. Fruchtbare Felder hat er verwüstet, und freye Menschen zu Slaven gemacht. Die Hufen seiner Reuter stampften die Saaten zu Boden, und mit den Leichen unsrer Vorfahren hat er die öden Felder übersäet. Wie wütende Wölfe die Heerden überfallen, so überfiel er mit bewaffneten Schaaren die Unschuldigen, die ihm kein Leid gethan. So dächte er sich in seiner Bosheit groß, brüstete sich in marmornen Palästen, und schwelgte in dem Raub unglücklicher Länder; und da hat er dies Denkmal seiner Bosheit selbst hieher gebaut.

*MICON.* Götter! Ein Unmensch war der; aber wie einfältig! Seinen Greuelthaten baut er ein Denkmal, daß auch die spätesten Nachkommen sie nie vergessen; nie ver-

geffen, wenn sie hier vorübergehn, seinem Andenken zu fluchen. Zertrümmert liegt nun sein Grabmal, und seine Asche ist im Sumpf verschüttet, indeß in der Urne Ungeziefer im Schlamm brütet. Lächerlich ist, wie da ein junger Frosch dem tobenden Held auf dem Helm sitzt, und eine Schnecke sein dachendes Schwert hinaufschleicht.

*DAPHNIS.* Was bleibt nun von seiner fürchterlichen Größe? Nichts als das schwarze Andenken seiner Bosheit, indeß die Furien seinen Schatten peinigen.

*MICON.* Und niemand, niemand thut einen frommen Wunsch für ihn. Götter! Wie unglücklich ist der, welcher sein Leben mit Lasterthaten besetzt! Auch nach seinem Tod ist sein Andenken ein Abscheu. Nein, könnt ich mit einer Schandthat den Reichtum der ganzen Welt gewinnen, lieber, viel lieber wollt ich nur zwei Zie-

gen hüten, und redlich und keiner Bosheit mir bewußt seyn. Die eine wolt ich noch den Göttern opfern, und ihnen danken, daß ich glücklich bin. Der Böses thut, gebt ihm alles, er ist nie glücklich.

*DAPHNIS.* Laß uns den Ort verlassen, der nur traurige, schwarze Bilder aufweckt. Komm mit mir, ein froheres Denkmal will ich dir weisen; das Denkmal, das ein redlicher Mann, mein Vater, sich errichtet hat. Du Alexis magst indeß die Schafe und die Ziegen hüten.

*MICON.* Mit Freude geh ich mit dir, das Andenken deines Vaters zu feyern, dessen Redlichkeit auch jetzt noch weit umher geehret wird.

*DAPHNIS.* Hier Freund, gehe diesen Fußsteig durch die Wiese, hier an dem mit Hopfen behangenen Gränzgott vorbey.

Und sie giengen. An der Rechten des

schmalen Weges wuchs Gras, das an ihre Hüften reichte; zur Linken war ein Kornfeld, dessen Aehren über ihren Häuption winkten; und der Weg führte sie in die stillen Schatten fruchtbarer Bäume, in deren Mitte eine bequeme Hütte stand. In diesen anmuthsvollen Schattenplatz stellte Daphnis einen kleinen Tisch, und holte einen Korb voll Früchte, und einen Krug voll kühlen Weins.

*MICON.* Sag mir, wo ist das Denkmal deines Vaters, daß ich die erste Schale Wein dem Schatten des Redlichen ausgieße?

*DAPHNIS.* Hier, Freund, gieße sie in diesen friedfamen Schatten aus. Was du hier siehest, ist sein rühmliches Denkmal. Die Gegend war öde; sein Fleiß hat diese Felder gebaut, und diese fruchtbaren Schatten hat seine eigne Hand gepflanzt. Wir,

seine Kinder, und unsre späten Nachkommen werden sein Andenken segnen, und jeder dem wir aus unserm Segen Gutes thun; denn der Segen des Redlichen ruhet auf diesen Feldern und Triften, und in diesen stillen Schatten und auf uns.

*MICON.* Du Redlicher! Diese Schale, die ich hingieße, sey deinem Andenken geweiht. Herrliches Denkmal, womit man Segen und Nahrung auf würdige Nachkommen bringt, und auch nach seinem Tode Gutes thut!



## DAPHNE und CHLOE.

**DAPHNE.** Schwül ist noch, neigt sich gleich die Sonne schon; noch schwächen alle Gewächse: Laß uns hier ans Ufer heruntergehn, wo kleine Wellen das Bord schlagen. Kühl ist da im überhangenden Gefträuche.

**CHLOE.** Geh Mädchen, ich folge dir; geh weiter voraus, sonst schlagen die Ranken mir ins Gesicht.

**DAPHNE.** Wie klar dies Wasser hier ist! Jedes Steigen siehst du am Grunde; wie sanft, wie sanft es fließt! Ha, bey den Nymphen! Ich werfe mein Gewand hier ans Ufer, und laufe bis an den Busen in diese angenehme Kühlung.

**CHLOE.** Wenn jemand kömmt, wenn jemand uns sieht!

**DAPHNE.** Kein Fußsteig führt hier zum Ufer, ganz umschließt uns dichtes Gesträuch; und der Apfelbaum, der vom Ufer über das Wasser hängt, deckt uns mit seinem grünen Gewölbe; in einer grünen Höle sind wir hier eingeschlossen, jedem Auge verborgen. Sieh, nur hier und da öffnet die Belaubung sich einem kleinen Sonnenstrahl, und schließt sich plötzlich wieder.

**CHLOE.** Seys denn, Daphne! Was du wagest, das wag ich auch.

Jetzt legten die Mädchen ihr Gewand ans Ufer, und mit sanftem Schauern traten sie in die kalte Flut; hüpfende Wellen umschlangen ihre runden Kniee, und jetzt ihre weißen Hüften; denn sie setzten auf Steine sich, die unter den Wellen am Ufer lagen.

**DAPHNE.** Munter und neubelebt bin

ich. Was fangen wir an, wollen wir ein Liedgen singen?

*CHLOE.* Einfältiges Kind! Singen, daß man uns vom Ufer hört.

*DAPHNE.* So wollen wir flüsternd. Weißest du was? Erzähle mir ein Geschichtgen.

*CHLOE.* Ein Geschichtgen?

*DAPHNE.* Ja, ein geheimes artiges Geschichtgen; du erzählst mir zuerst, und dann erzähl ich dir.

*CHLOE.* Ich weiß wol eins, artig genug, aber ---

*DAPHNE.* Verschwiegen bin ich; wie diese Gebüfche.

*CHLOE.* Seys denn. Jüngst trieb ich meine Heerde den Hügel hinunter in die Trift, deren Ufer das Meer spült. Ein großer Kirschbaum steht, du weißtest es, mitten auf dem Hügel. Als ich --- Doch,

bin ich nicht närrisch? Mein Geheimstes erzähl ich dir:

*DAPHNE.* Aus dem Geheimsten meines Busens erzähl ich dir dann wieder.

*CHLOE.* Nun: Als ich den Pfad einsam hinuntergieng, mit einmal hört ich eine liebliche Stimme, die ein süßes Lied sang. Schüchtern stand ich stille, sah rings um mich her, und niemand, niemand konnt ich sehn. Ich gieng, und immer kam ich der Stimme näher. Ich gieng, und jetzt war sie hinter mir; denn ich war den Kirschbaum vorbey, in dessen Wipfel die süße Stimme sang: Aber was sie sang, das darf ich nicht sagen, weiß ich gleich jede Silbe noch.

*DAPHNE.* Du mußt es mir sagen: Hier in diesen verschwiegenen Schatten haben wir keine Geheimnisse; besonders sind Mädchen im Bade vertraut.

*CHLOE.* Seys denn. Unverschämt muß ich mein eigen Lob wiederholen --- Doch, junge Hirten schweifen immer in unferm Lob aus -- Da ich den Hügel hereingiang -- (Ich spüre es, Röthe steigt mir auf die Wangen): Wer ist sie, die in so schlanker Länge den Hügel hereingeht; so hub das Lied an; sag mirs, ihre sanften Winde, die ihr mit ihren Haaren und mit dem flatternden Gewande spielt. Wer ist sie? Ist etwa der Huldgöttinnen eine? Ist es, so muß sie wol die jüngste und die schönste seyn. Wolriechender Quendel und die gelben Sträußgen des Schottenklee schmiegen sich unter ihrem sanften Fußstritte. Wie die Wegwarte und die Feuerblume, und die blauen Glockenblumen am Borde des Weges sich neigen, und ihre kleinen Füße küssen! Die deine Füße küßten, die deine Fersen traten, die will ich sammeln;

zween Kränze will ich flechten, den einen für mein Haar, den andern will ich dem Amor weihn. Wie sie mit schwarzen Augen umherfieht! O sey nicht schüchtern; ich bin kein Raubvogel, noch einer der Unglück bedeutet: Aber, o mögt ich, um mit süßen Tönen dich zu halten, möcht ich lieblich flugen wie die Grasmücke, oder wie die Nachtigallen in der hellen Frühlingsnacht; denn so entzückt die Nachtigall der Frühling nicht, wie deine Schönheit mich. Eile nicht so schüchtern vorüber! Ihr Dornen bieget euch rückwärts, verwundet ihre kleinen Füße nicht! Bey ihrem Gewand mögt ihr sie wol halten, daß das süße Mädchen ein wenig verzögere. Aber sie eilt; die kleinen Westwinde, für mich gefällig, sie stemmen sich gegen ihr, aber ihr Gewand nur flattert rückwärts; dich selbst, schüchternes Mädchen, dich selbst, vermö-

gen sie nicht zu halten. Die schönsten Früchte, die dieser Baum mir giebt, die will ich in einem Körbgen beym Mondschein an dein Fenster hängen. Nimmst du sie gütig an, dann bin ich, ach dann bin ich der glücklichste der ganzen Trift. Du eilest! Ach jetzt werden jene Bäume dich meinem Auge verbergen! Noeh seh ich die letzte Falte deines Gewandes; aber jetzt, ach jetzt verschwindet sogar das Ende deines Schattens!

So sang er: Mit niedergeschlagenem Auge gieng ich vorüber; doch blickt' ich verstohlen nach des Baumes Wipfel, aber niemand konnt ich in den dichtbelaubten Aesten sehn. Ob ich schlief, sobald es Nacht war? Das dächt ich doch, nicht so? Genug, ich sah, der Mond leuchtet' ihm, ich sah, ein junger Hirt band ein Körbgen an meinem Gitter fest; der Mond schien

hell, und warf seinen Schatten neben mir auf mein Beth hin, dafs ich erröthete: Und bald, da er weggeschlichen war -- ich mußte doch wissen, ob's blofs ein Traum war --- gieng ich ans Fenster, und band das Körbgen los; voll der schönsten Kirschchen war's, süßter als ich sie jemals als; Rosenknospen und Mirthen hatt' er drunter gemischt. Aber wer der Hirt war, vorwitziges Mädchen, das sag ich dir doch jetzt noch nicht.

*DAPHNE.* Verlang ichs doch nicht von dir zu wissen; geheimnißreich bist du. Dafs er mein Bruder war, magst du mir ja verschweigen; war doch das Körbgen mein Geschenke, das er ans Gitter hieng. Roth wie die Rosenknospen waren, wirst du von da wo die Wellen am Busen spielen, bis in die Locken deiner Stirn, und blickest seitwärts ins Wasser. Umarme mich,

und sey, sey meinem Bruder gut und mir.

**CHLOE.** Würd ich mein geheimstes Geschichtgen dir erzählen, liebt ich dich nicht wie mich?

**DAPHNE.** Dafs deine Schwatzhaftigkeit dich nicht unruhig mache, so mach ichs eben so, und erzähle dir, was tief in meinem Busen liegt. Den letzten Neumond opferte mein Vater dem Pan; zum Fest lud er den Menalkas, seinen Freund; und Daphnis, sein Sohn, begleitete ihn. Der blies beym Opfer auf zwei Flöten; und keiner, du weiffest es, bläst sie so gut. Goldhelle Locken flossen auf fein schneeweiffes Gewand; festlich geschmückt, war er schön wie der junge Apoll. Nach geendetem Opfer giengen wir, den Tag mit Freude zu enden --- Doch horche --- es rauscht im Gesträuch, es rauscht zum Ufer herunter.

**CHLOE.** Horche; immer näher -- näher. Ihr Nymphen, schützet uns! Schnell, das Gewand um unfre Schultern, laß uns fliehn.

Und die schüchternen Mädchen flohen, wie Tauben fliehn, wenn der Geyer aus der Luft sich stürzt. Und doch wars nur ein junges Reh, das durstend an ihr Ufer kam.



## MENALKAS und ALEXIS.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seiner Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr

die Pflege der Jugend ihm vergelten könne; und das lassen die Götter nicht ungefegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbe-pflanzten Garten überfah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichtum des Feldes; oder er hielt den vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindes-kinder, sein süßester Zeitvertreib, gauckelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet' er immer süßstreichenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr

Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, mach uns dieß und mach uns das, und wenns fertig war, küßten sie ihn, und hüpfen mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläst; lehrte sie viele Lieder; die kleinen mußten sie singen, die größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichten; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis sein Enkel stand allein bey ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatt' er dreyzehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete

sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beyzustehen; und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßler, mein Sohn, süßler ist jene Freude noch. Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis: Du weinst mein Sohn, so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; aber gewiß, nicht meine Reden allein können dieß; in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen im-

mer nach. Ach! sagst er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe daß du mir was verheelest, zum erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem innersten des Busens verschwieg. Nur halb

gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freud' unsers Lebens ist. Eins unsrer Schafe hatte sich verirret, ich suchte es in dem Gebürge; und ich hörte im Gebürg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürrn Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, und keine Stauden bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! wo mich her seh

ich nur Wildniß, keinen Fußsteig der mich zu den meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! Ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen! So sagt er, und kraftlos legt er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehn, lief ich da so schnell ich konnte zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größte Flasche voll Milch, und, so schnell ich konnte, lief ich ins Gebürge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbgen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich ins Gebüsch zurück. Aber bald da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's

versuchen dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zur Pfüls gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter, was seht ihr? so rief er. Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache ist's nichts mehr. Doch nein, Götter! Ich wache, ich wache! Jetzt langt' er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das erste aus dieser Flasche giesse ich dir aus, und diese beyden, die größten dieser Früchte weyl' ich dir. Nimm, o nimm gütig meinen Dank auf.

der meine ganze Seele durchdringt! So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehn, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn ihr Götter! Segnet den Redlichen, die feinen; segnet, o segnet alles was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen. Jetzt gieng er: O ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Bord hin, wo er

vorbey künft: Er kam, er grüßte mich, und sprach: Höre mein Sohn; sage, hast du niemanden auf diesem Gebürge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? -- Nein, niemand hab' ich in diesem Gebüsch gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kömmt du in diese Wildniß? Uebel hast du gewiß dich verirret; denn hier führt keine Straffe. Uebel, so erwiedert er, übel hab' ich mich verirret, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebürge gestorben. -- So laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich

ihn auf die Straffe. Und sieh, das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süßesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh ich ins Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurücke.



## DER STURM.

Auf dem Vorgebürge, an dessen Seite der schilfreiche Tifernus ins Meer hieß, saßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf; ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben schwirreten in banger Unruhe hin und her: Schon hatten sie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geschickt; sie aber blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist diese Stille, so sagte Lacon: Sieh, die untergehende Sonne verbirgt sich in jenen Wolken, die Gebürgen gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

*BATTUS.* Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig; aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von ferne gehört wird.

*LACON.* Sieh, langsam steigen die Gebürge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schültern hinter dem Meer hinauf.

*BATTUS.* Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche; Nacht liegt auf dem Meere; schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtethurms von jenem Vorgebürge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde

an; sieh, sie zerreißen die Wolken; treiben sie wütend empor; sie toben auf dem Meere, es schäumt --

*LACON.* Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüten sehn: Mit Angst gemischte Wollust schwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald find wir das Gebürge herunter in unsrer wohlverwahrten Hütte.

*BATTUS.* Gut, ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da; schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

*LACON.* Ha sieh, wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken empor-spritzen, fürchterlich wie Felsengebürge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen. Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

*BATTUS.* Götter! Sieh, ein Schiff;  
wie ein Vogel auf einem Vorgebürge sitzt,  
sitzt es auf jener Welle. Ha! Sie stürzt.  
Wo ist's nun, wo sind die Elenden? Be-  
graben, im Abgrund.

*LACON.* 'Trieg' ich mich nicht, so  
steigt's dort auf dem Rücken jener Welle  
wieder empor. Götter! Rettet, o rettet  
sie. Sieh, sieh, die nächste Welle stürzt  
mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was  
süchtet ihr, daß ihr so, euer väterliches  
Ufer verlassend, auf ungeheuern Meeren  
schwebt! Hatte euer Geburtsland nicht  
Nahrung genug euren Hunger zu sättigen?  
Reichtum süchtet ihr, und fandet einen  
jammervollen Tod.

*BATTUS.* Am väterlichen Ufer wer-  
den eure Väter und eure Weiber und  
eure Kinder vergebens weinen; vergebens  
für eure Rückkunft in den Tempeln Ge-

lücke thun. Leer wird euer Grabmahl  
seyn; denn euch werden Raubvögel am  
Ufer fressen, verschlingen die Ungeheuer  
des Meers euch nicht. O Götter, laßt  
immer mich ruhig in armer Hütte wohnen!  
Zufrieden mit wenigem, nähre mein An-  
ger mich, und mein kleines Feld und  
meine Heerde.

*LACON.* Strafet mich Götter wie  
diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem  
Busen seufzt; wenn ich je mehr wünsche,  
als was ich habe: Ruhe und mäßige  
Nahrung!

*BATTUS.* Laß uns hinuntergehn;  
vielleicht das die Wellen von diesen Elen-  
den ans Ufer werfen. Leben sie noch,  
so haben wir den Trost sie zu retten; find  
sie todt, so beruhigen wir doch ihren  
Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie giengap hinunter ans Ufer, und

fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerstreut; und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichtümer von Gold waren drinnen. Was soll uns das, sagte Battus?

*LACON.* Behalten wollen wir's; nicht um reich zu seyn, davor bewahren mich die Götter! Um's zurückzugeben, wenn's ein Eigentümer sucht; oder einer der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungesucht, lag der Schatz lange bey den beyden; da ließen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weißem Marmor hielten den schattigten Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stand die Bildsäule des Pan. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

## DIE EIFERSUCHT.

Die wüthendste der Leidenschaften ist Eifersucht; die giftigste der Schlangen, die Furien in unsern Busen werfen. Das hat Alexis empfunden. Er liebte Daphnen, und Daphne liebte ihn. Beyde waren schön; er männlich braun; sie weiß und unschuldig, wie die Lilie wenn sie am Morgenroth sich öffnet. Sie hatten sich ewige Liebe geschworen; Venus und die Liebesgötter schienen jede Gutthat über sie auszugießen. Der Vater des Alexis hatte von einer schweren Krankheit sich erholt, Sohn, so sprach er, ich hab' ein Gelübde gethan, dem Gotte der Gesundheit sechs Schafe zu opfern: Geh hin, und führe die Schafe zu seinem Tempel. Zwo lange Tagereisen weit war's zum Tempel des

Gottes. Mit Thränen nahm er Abschied vom Mädchen, als hätt' er ein weites Meer zu befahren, und traurig trieb er die Schafe vor sich her. Sich so entfernend seufzt' er, wie die Turteltaube seufzt, den langen Weg hin; gieng durch die schönsten Fluren, und sah sie nicht; die schönsten Ausichten verbreiteten sich, und er fühlte ihre Schönheit nicht; er fühlte nur seine Liebe, er sah nur sein Mädchen, sah sie in ihrer Hütte, sah sie bey den Quellen im Schatten, hörte seinen Namen sie nennen, und seufzte. So gieng er hinter seinen Schafen her, verdrüssig dafs sie nicht schnell sind wie Rehe, und kam zum Tempel. Das Opfer ward gebracht, geschlachtet, und er eilt von Liebe beflügelt nach seiner Heimath zurück. In einem Gebüfche drang ein Dorn tief in seine Fußsole, und der Schmerz erlaubte ihm kaum

zu einer nahen Hütte zu schleichen. Ein gutthätiges Paar nahm ihn auf, und belegte mit heilenden Kräutern seine Wunde. Götter, wie bin ich unglücklich, so seufzt er immer, und staunt und zählt jede Minute; jede Stunde scheint ihm eine traurige Winternacht; und endlich gofs eine ungünstige Gottheit das Gift der Eifersucht in sein Herz. Götter! Welch ein Gedanke! So murmelt er, und sah wütend umher: Daphne könnte mir ungetreu seyn! Häßlicher Gedanke! Aber Mädchen sind Mädchen, und Daphne ist schön; wer sieht sie ohne zu schwächen? Und schwächtet nicht Daphnis schon lange? Schön ist er: Wen rührt nicht sein Gefang; wer bläst die Flöte wie er? Seine Hütte steht bey Daphnens Hütte, nur ein reizender Schatten steht zwischen beyden. O flich mich, flich mich häßlicher Gedanke! Immer gräbst du dich tiefer

in meinen Busen , und peinigst mich Tag und Nacht. Oft zeigt ihm die kranke Einbildung sein Mädchen , wie sie schüchtern im Schatten schleicht , wo Daphnis an der Quelle ihr und dem Wiederhall die Schmerzen seiner Liebe singt; er sieht ihr schmachtendes Aug; er sieht's wie Seufzer ihren Busen schwellen. Oder er sieht sein Mädchen in gewölbten Schatten schlummern: Daphnis schleicht in die Schatten; sieht sie, schleicht näher; ungehört heftet sein trunkenener Blick sich auf jede Schönheit. Er bückt sich , küßt ihre Hand , und sie erwachet nicht; er küßt ihre Wangen; er küßt ihre Lippen --- Und sie erwachet nicht! ruft er wütend. O ich Elender! Aber was für hässliche Bilder schaff ich mir selber; warum bin ich so erfindsam , mich mit der grausamsten Marter zu quälen; warum denk ich nur , ich

Undankbarer , was ihre Unschuld beleidigt?

Der sechste quaalvolle Tag war's schon , und seine Wunde noch nicht ganz geheilt. Er umarmte seine Gutthäter: Was fromme Gutthätigkeit sagen kann , das sagten sie , ihn zurückzuhalten. Umsonst , von Furien verfolgt eilt er , so schnell er kann. Abend war's , und der volle Mond schien , da er von ferne Daphnens Hütte sah. Ha! Jetzt , jetzt flieht mich , hässliche , martervolle Gedanken! Dort wohnt sie , die mich liebt; und heute noch , heute noch wein' ich vor Freud' in ihren Armen. Er sprach es , und eilte. Aber unter der Reblauhe hervor , die zu der Hütte führt , sah er sein Mädchen dahergehn. Sie ist's! Ha Daphne , du bist's; deine schlanke Länge , dein sanfter Gang , dein schneeweißes Gewand! Sie ist's , Götter! Aber wohin geht sie nächtlicher Weile? Gefährlich ist es schwachen

Mädgen in der Nacht aufs freye Feld sich zu wagen. Vielleicht will sie voll Sehnsucht auf meinen Weg mir entgegen. Er sprach's: Aber ein Jüngling kömmt ihr aus der Laube nach, schleicht sich an ihre Seite, und freundlich drückt sie ihre Hand in die seine. Ein Blumenkörbgen gab er ihr; mit süßer Gebehrde nahm sie's an ihren Arm. So giengen sie von der Hütte weg im Mondschein daher. Voll Entsetzen stand Alexis in der Ferne, und bebt vor der Sole bis zum Haupt. Götter! Ha, was seh ich! Zuwahr, ach zuwahr ist's, was mich quälte! Eine mitleidige Gottheit hat's vorhergesagt. Ach ich Elender! O wer bist du, Gott oder Göttin, die mein Unglück mir vorher empfinden liefs? Rache, o räche mich, strafe vor meinen Augen, strafe diese Treulosigkeit, und dann lasse mich Elenden sterben!

Mit verschlungenen Armen giengen das Mädgen und der Jüngling, mit huldreichen Gebehrden giengen sie am Mondschein, dem Myrtenwäldgen zu, das den Tempel der Venus umkränzt.

In die Schatten dieser Myrthen gehen sie! So sagte wütend Alexis; in diese Schatten, wo sie oft mir die treueste Liebe schwur! Jetzt sind sie im Wäldgen. Götter! Ich sehe sie nicht mehr; verborgen im dichtesten Gesträuche, da werden sie in den Schatten sich setzen. Doch nein, ich sehe sie wieder; am Mondschein glänzt ihr weisses Gewand, durch die Ranken und die schwarzen Stämme. Sie stehn still; hier ist ein schöner offner Platz und weiches Gras. Treulose! Hier setzet euch hin; hier dem hellen Mond gegenüber, und schwört euch bey seinem Schimmer eure lasterhafte Liebe zu. Möchten die

Furien euch verjagen! Aber nein, horche!  
Die Nachtigallen singen ihre zärtlichsten  
Lieder, die Turteltauben seufzen um sie  
her. Doch nein, auch hier bleiben sie  
nicht; sie gehn zum Tempel der Göttin.  
Ha, ich will näher, ich will sie sehn, ich  
will sie behorchen!

Er schlich in den Myrtenhain. Immer  
giengen sie dem Tempel näher, der auf  
weißen Marmorsäulen am Mondschein in  
die nächtliche Luft emporglänzte. Wie!  
Sie wagen's die Stufen des Tempels zu be-  
treten! Sollte die Göttin der Liebe die  
schwarze Untreue schützen? Er sprach's,  
und sah das Mädchen die Stufen des Tem-  
pels hinaufgehn; das Blumenkörbgen am  
Arm, gieng sie unter die umzirkelnden  
Säulen, und der Jüngling blieb an einer  
derselben stehn. Im Schatten des Haynes  
trat Alexis näher. Schauernd und voll Ver-

zweiflung schlich er in dem Schatten, den  
eine der Säulen warf, schmiegte sich an die  
Säule hin, und sah Daphne zum Bilde der  
Venus gehn: Von milchweißem Marmor  
stand sie im Mondschein, als schmiegte sie  
mit dem Anstand einer Göttin vor den er-  
staunten Blicken anbetender Sterblicher sich  
rückwärts, und blickte huldreich zu den  
Opfernden von ihrem Fußgestell nieder.  
Daphne sank vor der Göttin aufs Knie,  
legte die Blumenkränze vor sich hin, und  
mit wehmüthiger Gebehrde und schluch-  
zend flehte sie so: Höre, o höre, süsse Göt-  
tin, du Schützerin treuer Liebe, höre mein  
Flehn; nimm gütig an die Kränze die ich  
zum Opfer dir bringe! Abendthau und  
meine Thränen glänzen drauf. Ach schon  
ist's der sechste Tag seit Alexis mich ver-  
liebs! O milde, gute Göttin, laß ihn ge-  
fund in meine Arme zurückkommen!

Schütze, o schütze ihn auf seinem Wege;  
und führ' ihn, so gesund und so voll Lie-  
be, wie er mich verlief, in meine schmach-  
tenden Arme zurücke.

Alexis hört's, sieht gegen sich über den  
Jüngling stehn, dem jetzt der helle Mond  
ins Gesicht schien. Er war Daphnens Bru-  
der; denn furchtsam wollte sie nicht nächt-  
licher Weile allein zum Tempel gehn.

Alexis trat hinter der Säule hervor.  
Daphne von dem frohesten Entzücken über-  
rascht, er voll Freude und voll Schaam,  
sanken beyde mit umschlungenen Armen  
vor der Göttin hin.



## DAS HÖLZERNE BEIN.

EINE

SCHWEITZER - IDYLLE.

Auf dem Gebürge, wo der Rantibach  
ins Thal rauschet, weidete ein junger Hirte  
seine Ziegen. Seine Querpfeife rief den sie-  
benfachen Wiederhall aus den Felsklüften,  
und tönte munter durchs Thal hin. Da  
sah er einen Mann von der Seite des Ge-  
bürges heraufkommen, alt und von silber-  
grauem Haar; und der Mann, langsam an  
seinem Stabe gehend, denn sein eines Bein  
war von Holz, trat zu ihm, und setzte sich  
an seiner Seite auf ein Felsenstück. Der  
junge Hirte sah ihn erstaunt an, und blickt'  
auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind,  
sagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkst,

mit so einem Bein blieb ich wol unten im Thal? Diese Reise aus dem Thal mach' ich alle Jahr' einmal. Dießs Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter als manchem seine zwey guten; das sollst du wissen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es wol seyn, erwiderte der Hirte; doch ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde mußt du doch seyn. Willst du, so geb' ich dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Fels rieselt.

*DER ALTE.* Du bist ein guter Knaabe; ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du, und holest ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Bein. Der junge Hirt lief, und schnell bracht er einen frischen Trunk aus der Quelle zurücke.

Der Greis hatte sich erquickt. Dafs mancher eurer Väter, so sprach er, voll Nar-

ben und zerstückelt ist, das sollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt jetzt an der Sonne froh zu seyn, und mit munter Liedern den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durchs Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berg zum andern; Freyheit, Freyheit beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unser Eigentum, und was wir sammeln das sammeln wir mit Jauchzen für uns.

*DER JUNGE HIRTE.* Der ist nicht werth ein freyer Mann zu seyn, der je vergessen kann, dafs unsre Väter es erfochten.

*DER ALTE.* Und der's nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag gieng ich alle Jahr' einmal auf

diese Höhe aus dem Thal herauf; aber ich spür' es, dieß wird wol das letztemal seyn. Von hier seh' ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsre Freyheit gewannen. (\*) Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spieße blitzten daher, und wol zweyhundert Ritter in prächtiger Rüstung; Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unser kleine Haufe zertrennt; nur wenig hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal, und schlich fürchterlich an den Gebürgen hin. Aber am Fuße des Berges stand jetzt unser Hauptmann; dort stand er, wo die beyden Weistannen auf dem

(\*) Die Schlacht bey Näfels, im Canton Glarus, im Jahr 1388.

Felle stehn; nur wenige standen bey ihm. Mir ist's, ich seh' ihn noch muthvoll da stehn, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft schwingt, daß es rauscht wie ein Sturmwind vor einem Gewitter; von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du, vom Felsen herunter, jene Quellen? Steine, Felsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegensetzen; sieh, sie dringen durch; sie stürzen sich weiter und sammeln sich dort im Teiche: So war's, so eilten die Zerstreuten herbey, und schlugen durch die Feinde sich durch; standen um den Held her und schwuren, wir kleiner Haufe, steht Gott uns bey, zu siegen oder doch zu sterben! In gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns

schützenden Berg zurück. Ein engegeschlossener Haufe standen wir wieder da, undurchdringlich wie der hinter uns stehende Fels: Aber jetzt, jetzt fielen wir, durch dreyßig Tapfre von Schweiß verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch hinunter in einen Wald sich wälzt und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen. So wütheten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstückelte vorwärts, unaufhaltsam zu töden. Ich auch; aber im Gewühl stürzt' ein feindlicher Reuter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat mein eines Bein. Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, rafft' auf seine Schulter mich, und lief mit mir aus

der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Fels um unsern Sieg: Pflege diesen, Vater, er hat gefochten wie ein Mann! Er sprach's, und lief in die Schlacht zurück. Sie ward gewonnen. Kinder, sie ward gewonnen! Mancher der unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich ward gepflegt, ich ward geheilt: Aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich hab' ihn umsonst gesucht; umsonst Gelübde, umsonst Wallfahrten gethan, daß irgend ein Heiliger oder ein Engel mir's offenbare. Ach umsonst! Ich soll ihm in diesem Leben nicht danken.

Der junge Hirte hatte mit Thränen im Aug' ihm zugehört, und sprach: Vater,

du kannst's in diesem Leben ihm nicht mehr danken? Erstaunt rief der Alte: Wie, was sagst du, weißt du denn wer er war?

*DER JUNGE HIRTE.* Mich müßte alles trügen oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: Lebt wol der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?

*DER ALTE.* O Gott, und ihr Heiligen, der Redliche sollte dein Vater seyn!

*DER JUNGE HIRTE.* Eine Narbe hatt' er hier; (er wies auf die linke Wange) der Splitter eines Spießes hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

*DER ALTE.* Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

*DER JUNGE HIRTE.* Vor zwey Jahren starb er; und jetzt hüt' ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt' ihn. O Gott sey's gedankt, so kann ich seine Gutthat in dir ihm wieder vergelten! Komm Sohn, komm in meine Wohnung; ein andrer kann diese Ziegen hüten. Und sie giengen hinunter ins Thal, nach seiner Wohnung: Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und eine einzige schöne Tochter war seine Erbin. Kind, so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Knaben. Könntest du ihm gut seyn, ich gäb ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe; gelbe Locken kräuselten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle doch bescheidne Augen blinkten draus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drey

Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen und sprach: Seyd mir gesegnet! Jetzt, jetzt bin ich der glücklichste Mann!



## ERZÄHLUNGEN

VON

DIDEROT.

## AN DEN LESER!

*Ich mache mit der Uebersetzung dieser Erzählungen Deutschland ein Geschenk, noch ehe Frankreich die Originale gesehen hat: Aber ich bin dem Leser die Nachricht schuldig, wie diese beyden Stücke in meine Hände gekommen sind. Da ich meine neuen Idyllen herauszugeben entschlossen war, so war auch mein erstes, darauf zu denken, sogleich, durch eine gute französische Uebersetzung derselben, schlechtern vorzuzukommen. Wie sehr natürlich war's, dafür zu sorgen; da ich durch die Uebersetzungen meines Freundes, des Herrn Huber, Beyfall und Freunde bey Ausländern, und besonders in Frankreich erhalten hatte. Ich machte dieß Vorhaben meinen Freunden in Paris bekannt. Herr Diderot, dessen Beyfall und Tadel mir immer schätzbar sind, ließ mir in den*

*freundschaftlichsten Ausdrücken sagen, daß er mit mir zugleich erscheinen wolle, und sandte mir die Handschrift von diesen beyden Erzählungen, um sie, mit dem Meinigen verbunden, herauszugeben. Er hatte von meinen neuen Arbeiten noch nichts gesehen: Er kannte die ersten, und glaubte, diese müßten würdig seyn, mit dem Seinigen zu erscheinen. Wie schmeichelhaft mußte mir diese freundschaftliche Zuversicht von einem so großen Kenner seyn!*

*Könnte ich ehrenhafter bey seiner Nation erscheinen, als da sie dieses Geschenk von meiner Hand erhält: Könnte ich ehrenhafter vor Deutschland erscheinen, als da ich sie, mit dem Meinigen verbunden, in dieser Uebersetzung liefere? Ich bin stolz auf dieses öffentliche Zeugniß, das Herr Diderot seinen und meinen Landesleuten geben will, daß er mich schätzt und liebt.*

## DIE BEYDEN FREUNDE VON BOURBONNE.

EINE ERZÄHLUNG.

Es lebten hier ein Paar Leute, man könnte sie den Orest und Pylades von Bourbonne nennen; der eine hieß Olivier, der andre Felix. Sie wurden am gleichen Tage, in dem gleichen Hause und von zweo Schwestern geboren: Die gleiche Milch nährte sie; denn da die eine von diesen Müttern im Wochenbette starb, nahm die andere beyde Kinder zu sich. Miteinander wurden sie erzogen, und blieben immer von andern Kindern abgefondert. Sie liebten sich, so wie man sein Daseyn, sein Leben genießt, ohne daran zu denken. Jeden Augenblick

fühlten sie es, und sagten es vielleicht einander niemals. Olivier rettete einmal dem Felix, der ein großer Schwimmer seyn wollte, und beynahe ertrunken wäre, das Leben; aber keiner von beyden dachte nachher dran. Hundertmal zog Felix den Olivier aus verdrießlichen Händeln, worein ihn seine ungestüme Gemüthsart verwickelte; und niemals fiel es diesem ein, ihm dafür zu danken. Sie giengen miteinander heim, und redten entweder gar nichts, oder von was anderm.

Man looste für die Militz; und das fatale Billet fiel auf Felix: Das andre ist für mich, sagte Olivier. Sie hielten ihre Dienstzeit aus, und kamen ins Land zurücke: Ob einander noch lieber als zuvor, daß könnte ich eben nicht sagen, Brüderchen! Denn wenn gleich wechselseitige Wohlthaten eine überlegte Freundschaft befesti-

gen, so thun sie vielleicht doch bey derjenigen nichts, die ich eine animalische, häusliche Freundschaft nennen möchte. Bey der Armee ward Olivier einst im Gefecht von einem Säbelhiebe bedroht, der ihm den Kopf spalten sollte: Maschinenmäßig stellte sich Felix vor den Hieb, und behielt davon eine Narbe. Man behauptet, er sey auf diese Wunde stolz gewesen; ich glaube es aber nicht. Bey Hastenbeck zog Olivier den Felix aus dem Haufen von Todten, unter denen er geblieben war. Wenn man sie fragte, so redten sie zuweilen jeder von der Hülfe, die er von dem andern empfangen; aber niemals von der, die er dem andern geleistet hatte. Olivier redte von Felix, Felix von Olivier; aber sie thaten mit nichts groß. Als sie eine Zeitlang wieder im Lande waren, verliebten sie sich (zwar von ohngefähr) in das gleiche

Mädchen. Nicht die geringste Eifersucht war zwischen ihnen: Der erste, der die Leidenschaft seines Freundes gewahr ward, entfernte sich: Es war Felix. Olivier hey-rathete; und Felix, des Lebens überdrüssig, ohne zu wissen warum, stürzte sich in allerlei gefährliche Gewerbe, und ward zuletzt ein Schleichhändler. Es ist dir bekannt, Bruder, daß in Frankreich vier Gerichtskammern sind, wo die Schleichhändler gerichtet werden: Caen, Rheims, Valence und Toulouse; und daß unter allen vier die zu Rheims die strengste ist, in welcher ein gewisser Coleau präsidiert; der grausamste Mann, den die Natur je hervorgebracht hat. Felix ward, mit den Waffen in der Hand, ergriffen, vor den Coleau geführt, und, wie fünfhundert andre vor ihm, zum Tode verurtheilt. Olivier vernahm des Felix Schicksal. In einer

Nacht steht er seinem Weib von der Seite weg auf; läuft, ohne ihr was zu sagen, gen Rheims; geht zum Richter Coleau, wirft sich zu seinen Füßen, und bittet um die Gnade, den Felix zu sehn und zu umarmen. Coleau sieht ihn an; schweigt eine Weile; winkt ihm, sich zu setzen. Olivier setzt sich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau seine Uhr hervor: Wenn du deinen Freund noch bey'm Leben sehn und umarmen willst, sagt er zu Olivier, so mache geschwind; er ist jetzt auf dem Wege, und, geht meine Uhr recht, so wird er, ehe zehn Minuten vorbey sind, gehangen seyn. Vor Wuth außer sich steht Olivier auf, versetzt mit seinem Stocke dem Richter Coleau einen ungeheuern Streich auf das Genicke, der ihn fast todt auf den Boden streckt; läuft gegen dem Richtplatz; kömmt, schlägt auf den Henker; schlägt

auf die Gerichtsdienere; bringt den Pöbel auf, der ohnedies schon über solche Hinrichtungen erbittert war. Es fliegen Steine. Felix wird befreit und entkömmt. Jetzt sucht Olivier sich zu retten: Aber ein Soldat von der Marechaussee hatte ihm mit dem Bajonet die Seite durchstoßen, ohne daß er's fühlte. Er gewinnt das Stadthor, kann aber nicht weiter gehn. Mitleidige Fuhrleute setzen ihn auf ihren Karm; und nur einen Augenblick, ehe er den Geist aufgab, ward er vor seine Hausthüre gebracht. Kaum hatte er noch Zeit, seinem Weibe zu sagen: Weib, komm her, daß ich dich herze: Ich sterbe! Aber der Nartigte ist gerettet!

Als wir eines Abends nach unsrer Gewohnheit spatzirten, sahen wir vor einer Strohhütte ein großes Weib stehn, und vier kleine Kinder waren zu ihren Füßen. Ihr

trauriges, aber entschlossenes Aussehen machte uns neugierig; und unsere Aufmerksamkeit erweckte die ihrige. Erst schwieg sie eine Weile: Dann --- Seht da vier kleine Kinder, sprach sie; ich bin ihre Mutter, und habe keinen Mann mehr! Diese hohe Art, Mitleiden zu erwecken, war recht dazu gemacht, uns zu rühren. Wir boten ihr unsre Hülfe an, die sie mit guter Art annahm; und bey diesem Anlasse haben wir die Geschichte Oliviers, ihres Mannes, und seines Freundes, Felix, vernommen. Wir haben sie empfohlen; und ich hoffe, es werde für sie nicht ohne Nutzen gewesen seyn. Und so siehst du wol, mein Freund, daß Hoheit der Seele, und erhabne Eigenschaften, allen Ständen und allen Ländern zukommen; daß oft einer in Dunkelheit stirbt, dem es nur an einem andern Schauplatze fehlte; und

dafs man in einer Strohütte oder bey den Irokeseu zweyen Freunde finden kann.

\* \* \*

Du verlangst zu wissen, Brüdergen, was aus dem Felix geworden ist. Diese Neugierde ist so natürlich, und ihr Beweggrund so lobenswerth, dafs wir uns ein wenig Vorwürfe darüber machten, sie nicht selbst gehabt zu haben. Diesen Fehler wieder gut zu machen, dachten wir zuerst an Herrn Papia, Doktor der Gottesgelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne: Allein Mama fand besser, sich bey dem Subdelegat Anbert, einem guten redlichen Manne, dieser Sache halber zu erkundigen. Dieser hat uns folgenden Bericht, auf dessen Wahrheit du zählen kannst, zugeschickt:

„Benannter Felix lebt noch. Den Händen des Gerichts zu Rheims entwischt, floh' er in die Wälder der Provinz, wo er während seines Schleichhandels alle Stege und Wege kennen gelernt, und suchte der Wohnung des Olivier, dessen Schicksal ihm unbekannt war, nach und nach näher zu kommen. „

„In dem innersten eines Waldes, wo Sie, Madame, zuweilen spazierten, wohnte ein Kohlenbrenner, dessen Hütte dergleichen Leuten zur Zuflucht diente, und zugleich die Niederlage ihrer Waaren und Waffen war. Nicht ohne Gefahr, in die Netze der Marechaussée zu fallen, die ihm auf dem Fusse nachfolgte, gieng Felix dahin: Einige seiner Mitgenossen hatten die Nachricht von seinem Verhaft zu Rheims schon überbracht, und der Kohlenbrenner und seine Frau hielten ihn bereits für

hingerichtet, als er vor ihnen erschien „

„ Ich will es erzählen, wie ich's von der Kohlenbrennerin gehört habe, die vor nicht gar langer Zeit gestorben ist. „

„ Ihre Kinder, welche um die Hütte hereschlenterten, sahen ihn zuerst: Indem er sich verweilte, das jüngste zu liebkosen, dessen Pathe er war, giengen die andern in die Hütte, und schrien: Felix! Felix! Vater und Mutter kamen heraus, und wiederholten das gleiche Freudengefchrey: Aber der Elende war von Müdigkeit und Hunger so abgemattet, daß er nicht Kräfte hatte zu antworten, und beynahe ohnmächtig in ihre Arme sank. „

„ Die guten Leute sprangen ihm bey, mit allem was sie hatten. Sie gaben ihm Brod, Wein, und etwas Gemüß. Er aß und schlief ein.

„ Sein erstes Wort, so bald er erwachte,

war Olivier! Kinder, wißt ihr nichts von Olivier? Sie sagten ihm Nein. Er erzählte ihnen die Begebenheit zu Rheims, brachte die Nacht und den folgenden Tag bey ihnen zu; seufzte und jammerte um Olivier, den er im Gefängnisse zu Rheims glaubte. Er wollte dahin gehn; gehn, mit ihm zu sterben: Es kostete den Kohlenbrenner und die Kohlenbrennerin nicht wenig Mühe, ihn davon abzubringen. „

„ Um die Mitte der andern Nacht nahm er eine Flinte, und einen Säbel unter den Arm, rief mit leiser Stimme dem Kohlenbrenner -- Kohlenbrenner! -- Felix! -- Nimm die Axt, wir wollen gehn --- Wohin? --- Schöne Frage! Zu Olivier. --- Sie gehn: Aber, indem sie aus dem Walde kommen, werden sie von einem Haufen der Marenhauffee umringt. „

„ Ich berufe mich auf das, was mir die

Kohlenbrennerin gesagt hat; denn es ist un-  
 erhört, daß zween Männer zu Fuß sich  
 gegen zwanzige zu Pferde haben halten  
 können. Vermuthlich waren diese zerstreut,  
 und wollten ihren Fang lebendig haben.  
 Dem sey nun wie ihm wolle, das Gefecht  
 war hitzig; fünf Pferde wurden lahm ge-  
 schossen, und sieben Reuter mit dem Sä-  
 bel oder mit der Axt niedergehauen. Der  
 arme Kohlenbrenner blieb von einem Schuß  
 in den Schlaf todt auf dem Platze. Felix  
 erreichte den Wald wieder und lief, denn  
 er war von unglaublicher Behendigkeit,  
 von einer Stelle zur andern; und im Lauf  
 seine Flinte, schoss, pff. Dieses Pfeifen,  
 diese Flintenschüsse, zu verschiedner Zeit,  
 von verschiednen Orten her gehört, jagten  
 den Reitern der Marechaussee die Furcht ein,  
 es müsse eine ganze Parthey Schleichhänd-  
 ler da seyn. Sie zogen sich eilends zurück.,

„Kaum sah sie Felix in der Ferne, so  
 kehrte er wieder auf den Kampfplatz, und  
 des Kohlenbrenners Leiche auf seine Schul-  
 tern, und nahm den Rückweg zur Hütte,  
 wo die Kohlenbrennerin und ihre Kinder  
 noch schliefen. Bey der Thüre stand er  
 still; legte den Leichnam vor seine Füße;  
 und setzte sich, den Rücken an einen Baum  
 gelehnt, und das Gesicht gegen den Ein-  
 gang der Hütte gekehrt; nieder. Dies war  
 der Anblick; der auf die Kohlenbrennerin  
 wartete; wenn sie ihre Hütte öffnen würde.,  
 „Sie erwacht, und findet den Mann  
 nicht an ihrer Seite. Ihre Augen suchen  
 den Felix. Kein Felix ist da. -- Sie steht  
 auf, geht hinaus; sie sieht, schreyt, fällt  
 rückwärts zu Boden. Ihre Kinder laufen  
 hinzu, sehen, schreyen, wälzen sich auf  
 ihren Vater, wälzen sich auf ihre Mutter.  
 Durch den Lärm und durch das Geschrey

ihrer Kinder wieder zu sich selbst gebracht, zerrauft sich die Kohlenbrennerin die Haare, zerfleischt ihre Wangen. Felix, am Fusse seines Banmes unbeweglich, die Augen zugefchlossen, den Kopf rückwärts hängend, schreyt mit erstorbner Stimme: Tödtet mich! Einen Augenblick wird es stille; dann fängt der Jammer und das Gefchrey wieder an, und Felix ruft wieder: Tödtet mich! Kinder, aus Erbarmen tödtet mich! „

„ So brachten sie drey Tag' und drey Nächte mit Jammern zu. An der vierten sagte Felix zu der Kohlenbrennerin: Weib, nimm deinen Quersack; thu Brodt darein, und folge mir! --- Nach einem langen Umweg' über unsre Berge, und durch die Wälder, langten sie endlich bey Oliviers Hanse an, welches, wie Sie wissen, am Ende des Fleckens liegt, wo sich die Straffe

in zween Wege theilt, davon der eine in Burgund, der andre in Lothringen führt. „

„ Hier sollte Felix Oliviers Tod vernehmen, und sich zwischen den Wittwen zweener Männer befinden, die um feinetwillen ermordet worden. Er geht hinein. Hastig fragt er Oliviers Weib: Wo ist Olivier? Aus ihrem Stillschweigen, aus ihrer Kleidung, aus ihren Thränen merkt er, daß Olivier nicht mehr ist. -- Plötzlich wird ihm übel; er fällt, und zerstößt sich den Kopf an dem Backtrog. Die beyden Wittwen hoben ihn auf; sein Blut floss auf sie herab, und beyde suchten es mit ihren Schürzen zu stillen: Und ihr seydhre Weiber, rief er, indem sie damit beschäftigt waren, und helfet mir! Dann ward er ohnmächtig, dann kam er wieder zu sich selbst, und seufzend rief er: Warum ließ er mich nicht? Warum

mußt' er gen Rheims kommen? Warum liefs man ihn gehen? -- Endlich war er überall verrückt: Er gerieth in Wuth; wälzte sich auf dem Boden, und zerrifs seine Kleider. In einem solchen Anfall zog er seinen Säbel, und wollte sich töden: Aber die beyden Weiber warfen sich auf ihn, riefen um Hülfe, und die Nachbarn liefen herbey; man band ihn mit Stricken, und liefs ihm sieben bis achtmal zur Ader. Mit der Erschöpfung seiner Kräfte legte sich endlich die Wuth; drey oder vier Tage blieb er wie todt. Nach Verfluß derselben kam er wieder zum Verstande. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, schaut er um sich her: Wo bin ich? Weiber, wer seyd ihr? --- Ich bin die Kohlenbrennerin, antwortete ihm die eine. --- Ach ja, die Kohlenbrennerin! -- Und ihr? --- Oliviers Weib schwieg. Dann sieng er an zu wei-

nen, wandte sich gegen die Mauer: -- Ich bin hey Olivier, sagte er schluchzend -- diefs Beth ist Oliviers Beth -- und dieses Weib hier war sein Weib! Ach! „

„ Die beyden Weiber trugen so viel Sorge für ihn; stöfsen ihm so viel Mitleiden ein; baten ihn so dringend, doch zu leben; stellten ihm so rührend vor, er sey ihre einzige Zuflucht, daß er sich zuletzt beruhigen liefs. „

„ Die ganze Zeit über, da er in diesem Hause blieb, legte er sich niemals zu Bethe. Des Nachts gieng er aus, irrte im freyen Felde herum, wälzte sich auf der Erde, rief dem Olivier. Immer folgte ihm eine von den Weibern nach, und führte ihn beym Anbruch des Tages wieder heim. „

„ Verschiedene Leute wußten, daß er in Oliviers Hause war; darunter gab es auch übelgesinnte; und beyde Weiber zeig-

ten ihm die Gefahr, welcher er sich aussetzte. Es war eines Nachmittags; Felix saß auf einer Bank, den Säbel auf seinen Knien, die Ellbogen auf einen Tisch gestützt, und beyde Fäuste auf seinen Augen. Zuerst antwortete er nichts. Oliviers Weib hatte einen Knaben von siebenzehn bis achtzehn Jahren; die Kohlenbrennerin ein Mädchen von fünfzehn. Kohlenbrennerin, sagte er plötzlich zu ihr; geh, suche deine Tochter, und bringe sie her! Er hatte einige Mannwerke Wiesen, und verkaufte sie. Die Kohlenbrennerin gieng, und kam mit ihrer Tochter zurück. Oliviers Sohn heyrathete sie. Felix gab ihnen das Geld von seinen Wiesen, umarmte sie, bat mit Thränen um Verzeihung. Sie ließen sich in der Hütte nieder, wo sie noch sind, und den übrigen Kindern Vater- und Mutterstelle vertreten. Die beyden Wittwen

blieben beyeinander; und Oliviers Kinder hatten einen Vater, und zwey Mütter. „

„ Beynahe vor anderthalb Jahren starb die Kohlenbrennerin, und Oliviers Weib beweint sie noch täglich. „

„ Eines Abends, da sie den Felix besausten, (denn eine von beyden behielt ihn immer im Auge) sahen sie, daß er in Thränen zerfloß. Stillschweigend streckte er seine Arme gegen die Thür aus, die ihn von denselben trennte. Dann schickte er sich an, seinen Bündel zu packen. Sie sagten ihm nichts; denn sie sahen nur gar zu wol, wie nöthig seine Abreise war. Ohne etwas zu reden, aßen sie alle drey zuncht. In der Nacht stand Felix auf; die Weiber schliefen nicht. Auf den Zehen gieng er gegen die Thür: Da stand er still, sah nach dem Bethe beyder Weiber um, wischte die Augen mit den Hän-

den, und gieng fort. Die beyden Weiber drückten einander in die Arme, und brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man weiß nicht, wohin er sich flüchtete; Es vergieng aber selten eine Woche, daß er ihnen nicht etwas zur Unterstützung schickte. „

„ Der Wald, wo die Tochter der Kohlenbrennerin mit Oliviers Sohne lebt, gehört einem Herrn Clerc von Ranconnières, der sehr reich und Herr eines andern Dorfs, in diesen Gegenden, mit Namen Courcelles, ist. Eines Tags, da Herr von Ranconnières oder Courcelles, wie Sie lieber wollen, in seinem Forst jagte, kam er zu des jungen Oliviers Hütte, gieng hinein, scherzte und besprach sich mit dessen Kindern, welche ganz hübsch sind. Die Figur der Frau war auch nicht schlecht; sie gefiel ihm. Der standhafte Ton des Mannes,

der viel von seinem Vater hatte, nahm ihn ein. Er vernahm die Begebenheiten ihrer Eltern; versprach, für Felix um Gnade zu bitten; that es, und erhielt sie. „

„ Felix trat bey dem Herrn von Ranconnières in Dienste. Er gab ihm die Stelle eines Wildmeisters. „

„ Ungefähr zwey Jahre hatte er im Schlosse Ranconnières gelebt, und immer einen guten Theil seiner Befoldung den Wittwen zugeschiedt, als ihn der Eifer für seinen Herrn, und die Dreistigkeit seines Charackters, in einen Handel verwickelten, der im Anfang nichts zu bedeuten hatte, aber die verdrießlichsten Folgen nach sich zog. „

„ Herr von Ranconnières hatte zu Courcelles den Herrn von Fourmont, Presidialrath zu Ch\*\*, zum Nachbar. Beyde Häuser waren nur durch einen Wehrstein ab-

gefordert, welcher der Thüre des Herrn von Ranconnières etwas ungelegen stand, und das Einfahren der Kutschen unbequem machte. Herr von Ranconnières liefs ihn einige Schritte gegen Herrn Fourmont zurücksetzen; dieser schob ihn wieder eben soviel gegen den Herrn von Ranconnières. Daraus entstehend Haß, Schimpfreden, und ein Proceß zwischen beyden Nachbarn. Der Proceß vom Wehrstein veranlaßte zween oder drey andere, beträchtlichere. So standen die Sachen, als eines Abends Herr von Ranconnières mit seinem Wildmeister von der Jagd zurückkam, und auf der Straße die Herren Fourmont, den Rath, und seinen Bruder, den Officier, antraf. Bruder, sagte der letztere, wie, wenn man diesem alten H\*\* das Gesicht zersetzte: Was meinst du? -- Dieses hörte der Herr von Ranconnières nicht; aber

zum Unglücke Felix, der sich dreist gegen den jungen Herrn wandte. Mein Herr Officier, sprach er zu ihm, solltet ihr wohl Herz genug haben, euch auch nur anzuschicken das zu thun, was ihr gesagt habt? Zugleich legte er seine Flinte nieder, und die Hand an den Griff seines Säbels, ohne den er niemals ausgieng. Der junge Officier zieht den Degen, und geht auf den Felix los; Herr von Ranconnières läuft hinzu, stellt sich in die Mitte, und faßt seinen Wildmeister. Inzwischen ergreift der Officier die Flinte, die auf dem Boden liegt, schießt auf Felix, und verfehlt ihn; dieser antwortet mit einem Säbelhieb, daß dem jungen Herrn der Degen aus der Hand, und damit die Hälfte des Armes zu Boden fällt. -- Und daraus erwächst ein Criminalhandel noch über drey oder vier Civilproceße. Felix ward ins Gefängniß gesperrt.

Es erfolgten schreckliche Proceduren: Eine oberkeitliche Person ward ihres Standes entsetzt und beynahe geschändet; ein Officier ward vom Dienst ausgeschlossen; Herr von Ranconnières starb vor Verdruss; und Felix, dessen Verhaft noch immer fortwährte, blieb der ganze Rasie der Fourmont ausgesetzt. Sein Ende wäre unglücklich geworden, hätte ihm die Liebe nicht ausgeholfen. Des Stockmeisters Tochter verliebte sich in ihn und bahnte ihm den Weg zur Flucht. Dieß ist wenigstens die allgemeine Vermuthung. Er gieng nach Preussen, wo er noch jetzt unter dem Garderegimente steht. Man sagt, er sey seinen Cameraden lieb, und sogar dem Könige bekannt. Sein Soldatennamen ist *der Transige*. Oliviers Wittve hat mit gesagt, er fahre noch immer fort, sie zu unterstützen. 99

„ Dieß ist nun alles, Madame, was ich von des Felix Geschichte erfahren konnte. Ich füge meinem Bericht einen Brief von Herrn Papin, unserm Pfarrer, bey. Was er enthält, weiß ich nicht; ich fürchte aber sehr, der arme Priester, dessen Verstand ein bisgen schmal, und das Herz ziemlich schlimm ist, schreibe Ihnen von Olivier und Felix nach seinen Vorurtheilen. Ich beschwöre Sie demnach, halten Sie sich lieber an diesen Bericht, auf dessen Wahrheit Sie zählen können; und an Ihr eigenes gutes Herz, das Ihnen besser rathe wird, als der vornehmste Casuist von der Sorbonne, welches Herr Papin nicht ist. 99

## BRIEF VON HERRN PAPIN;

*Doktor der Gottesgelehrtheit, und Pfarrer  
bey St. Maria zu Bourbonne.*

„Ich weiß nicht, Madame, was Ihnen der Herr Subdelegat von Olivier und Felix erzählt haben mag, noch was für Antheil Sie an dem Schicksal der zween Straffenräuber nehmen können, die alle ihre Schritte in dieser Welt mit Blut befudelt haben. Die Vorsehung, welche den einen gestraft, hat dem andern einige Augenblicke Frist gelassen, die er sich, wie ich sehr befürchte, nicht zu Nutze machen wird: Aber der Wille Gottes geschehe! Ich weiß, daß es hier Leute giebt, (und ich würde mich nicht wundern, wenn der Herr Subdelegat untet der Zahl wäre) die von diesen zween Menschen, als von Mür-

stern einer außerordentlichen Freundschaft, reden. Aber was ist die erhabenste Tugend in den Augen Gottes, wenn sie von den Empfindungen der Gottseligkeit, von der Ehrfurcht, die der Kirche und ihren Dienern gebührt, und von der Unterwerfung gegen das Gesetz des weltlichen Oberherrn entblößt ist? Olivier ist unter seiner Hausthüre ohne Sacramente gestorben: Und als ich zu Felix, der sich bey den zwo Wittwen befand, berufen ward, konnte ich niemals was anders herausbringen, als den Namen Olivier; kein Zeichen der Religion; kein Merkmal der Buße! Ich finde auch nicht die geringste Spur, daß er je vor einem Beichtstuhl erschienen sey. Oliviers Weib ist eine stolze Creatur, die sich bey mehr als einer Gelegenheit gegen mich vergangen hat. Unter dem Vorwande, daß sie lesen und schreiben kann, glaubt sie sich im

Stand, ihre Kinder zu erziehen; und man sieht diese weder in der Schule, noch in meinen Unterweisungen. Urtheilen Sie daraus, Madame, ob Leute von dieser Art ihrer Gutthaten würdig sind! Das Evangelium empfiehlt uns das Mitleiden gegen die Armen unablässig: Allein durch eine gute Wahl der Elenden verdoppelt man den Werth seiner Allmosen; und niemand kennt die wahren Dürftigen besser, als ein gemeinschaftlicher Hirt der Armen und Reichen. Wollten Sie, Madame, mich mit ihrem Zutrauen beehren, so würde ich vielleicht die Proben ihrer Wohlthätigkeit auf eine solche Weise anwenden, welche für die Armen nützlicher, und für Sie verdienstlicher wäre. „

*Ich bin mit Hochachtung, u. s. f.*

Die Frau von \* \* \* dankte dem Herrn Subdelegat Aubert für seine Gefälligkeit,

und schickte ihre Allmosen mit folgendem Briefgen an den Herrn Papin:

„ Mein Herr! Ich bin Ihnen für Ihren weisen Rath sehr verbunden. Ich gestehe Ihnen, die Geschichte dieser beyden Leute hatte mich gerührt; und Sie werden mir beystimmen, daß das Beyspiel einer so außerordentlichen Freundschaft recht dazu gemacht war, ein gutes und empfindliches Herz zu verführen: Aber Sie haben mich zurechtgewiesen; und ich hab' es begriffen, daß es besser ist, christlichen und unglücklichen Tugenden Beystand zu leisten, als bloß natürlichen und heidnischen. Ich bitte Sie, die geringe Summe, die ich Ihnen sende, anzunehmen, und sie nach einer klügern Mildthätigkeit auszutheilen, als die Meinige nicht ist. „

*Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. f.*

Man wird sich leicht vorstellen, daß die Wittwen Olivier und Felix an den Almosen der Frau von \* \* \* nicht den geringsten Antheil bekamen. Felix starb; und das arme Weib wäre mit ihren Kindern vor Elend zu Grunde gegangen, hätte sie sich nicht in den Wald zu ihrem ältern Sohne geflüchtet, wo sie, ihres hohen Alters ungeachtet, arbeitet, und sich mit ihren Kindern und Enkeln ernährt, so gut sie kann.

\* \* \*

Und so giebt es denn dreyerley Arten Erzählungen? --- Es giebt ihrer wol mehr, werdet ihr mir sagen --- Ich bin's zufrieden: Aber ich unterscheide fürs erste die Erzählung nach der Weise Homers, Virgils, Tasso's; und nenne sie die wunderbare Erzählung. In dieser wird die Natur vergrößert, die Wahrheit ist hypothetisch;

und wenn der Erzähler das einmal gewählte Maafs durchaus beobachtet; wenn sowol in der Handlung als in dem Ausdruck alles diesem Maafs entspricht, so hat er die Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche die Art feiner Arbeit zuläßt; und ihr könnt nichts mehr von ihm fordern. Sobald ihr in sein Gedicht eingeht, setzt ihr den Fuß in ein unbekanntes Land, worinn nichts so zugeht, wie in demjenigen, wo ihr wohnt; sondern wo alles im Großen geschieht, wie hingegen um euch her im Kleinen. Demnach giebt es eine scherzhafte Erzählung, nach der Art der Lafontaine, Vergiers, Ariosts, Hamiltons; wo der Erzähler weder die Nachahmung der Natur, noch die Wahrheit, noch die Täuschung zum Zwecke hat; er schwingt sich in ganz eingebildete Sphären empor. Sagt diesem: Sey aufgeweckt, sinnreich,

abwechselnd , original , und fogar aus-  
 schweifend ; ich bins zufrieden : Aber täu-  
 sche mich durch die Schilderung der Um-  
 stände ; das Bezaubernde der Form verberge  
 mir immer die Unwahrscheinlichkeit des  
 Grundstoffs. Und wenn dieser Erzähler  
 das leistet , was wir hier von ihm fodern ,  
 so hat er alles gethan. Endlich giebt es  
 noch die historische Erzählung , wie die  
 Novellen des Scarron , Cervantes , u. dgl.  
 sind. -- Weg , mit den historischen Erzäh-  
 lungen , und mit dem Erzähler ! Er ist ein  
 matter , frostiger Lügner. --- Allerdings ,  
 wenn er sein Handwerk nicht versteht. Er  
 setzt sich's vor , euch zu betrügen ; er sitzt  
 im Winkel euers Feuerherds , und hat die  
 strenge Wahrheit zum Gegenstande : Er  
 will , daß man ihm glaube ; will interessi-  
 ren , rühren , hinreißen , erschüttern , die  
 Haut schauern , und Thränen fließen ma-

chen : Wirkungen , die man ohne Bered-  
 samkeit und Poesie nicht hervorbringt.  
 Aber die Beredsamkeit ist eine Art von  
 Lügen , und nichts hindert die Illusion  
 mehr als die Poesie. Beyde vergrößern ,  
 erweitern , übertreiben , erwecken Miß-  
 trauen. Wie wird es denn dieser Erzähler  
 angreifen , euch zu betrügen ? So : Er wird  
 in seine Erzählung kleine Umstände die ge-  
 nau mit der Sache verbunden sind , so ein-  
 fältige , so natürliche , und dabey doch so  
 schwer zuerfindende Züge streu'n , daß ihr  
 euch genöthigt fühlen werdet , bey euch  
 selbst zu sagen : Mein Treu , das ist wahr !  
 Dergleichen Dinge erfindt man nicht. So  
 wird er die Vergrößerung der Beredsamkeit  
 und Poesie wieder gut machen ; so wird  
 die Wahrheit der Natur das Blendwerk der  
 Kunst verbergen , und er wird widerspre-  
 chend scheinende Forderungen erfüllen :

Nämlich zugleich ein Geschichtschreiber und ein Poët, wahrhaft und ein Lügner seyn. Ein Beyspiel, von einer andern Kunst entlehnt, wird vielleicht besser begreiflich machen, was ich sagen will. Ein Künstler mahlt einen Kopf auf seine Leinwand; alle Formen sind stark, groß und regelmäßig; es ist das vollkommenste, auserlesenste Ganze. Wenn ich es betrachte, so fühl ich Ehrfurcht, Bewunderung, Schrecken. Ich suche das Modell dazu in der Natur, und find' es nicht. In Vergleichung damit ist alles schwach, klein, nichtsbedeutend: Dieses ist ein Idealkopf, fühl' ich bey mir selber. Aber der Künstler lasse mich eine kleine Narbe an der Stirne dieses Kopfes, oder eine Warze am Schlaf, eine unmerkliche Naht an der Unterlippe wahrnehmen -- und der Kopf, der mir ein Ideal war, wird augenblicklich ein Por-

trait. Ein Merkmal von Pocken am Augewinkel oder neben der Nase -- und dieses Weibergesicht ist nicht mehr das Gesicht der Venus, es ist das Gesicht einer Nachbarin. Ich würde also unsern historischen Erzählern sagen: Eure Figuren sind schön, wenn ihr wollt; aber die Warze am Schlaf, die Naht an der Lippe, das Merkmal der Pocken neben der Nase, welche sie zu wahrhaften Figuren machen würden, mangelt ihnen. Und, wie mein Freund Caillean sagte: Ein wenig Staub auf meine Schuhe, und ich komme nicht aus meiner Kammer, ich komme vom Land zurück.

*Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,  
Primo ne medium, medio ne discrepet inum.*

Hor. Art. Poët.

Und jetzt noch ein bisgen Moral auf ein bisgen Poetick. Das steht so gut! -- Fe-

lix war ein Bettler, der nichts hatte. Olivier war ein andrer Bettler, der nichts hatte. Sagt das gleiche vom Kohlenbrenner, von der Kohlenbrennerin und von den übrigen Personen dieser Erzählung: Und zieht daraus überhaupt diesen Schluss, daß es selten eine vollkommne, wahre Freundschaft geben kann, als zwischen Menschen die nichts haben. Alsdann macht ein Mensch das ganze Glück seines Freundes, und der Freund das ganze Glück dieses Menschen aus. Daher die Erfahrungswahrheit, daß das Unglück alle Bande fester knüpft --- und der Stoff zu einem kleinen Paragraphe mehr, für die erste Ausgabe des Buches *de l'Esprit*.

## UNTERREDUNG

EINES

VATERS MIT SEINEN  
KINDERN.

Oder:

*Von der Gefahr, sich über die  
Gesetze wegzusetzen.*

Mein Vater, ein Mann von ausnehmendem Verstand, war wegen seiner strengen, frommen Redlichkeit in der ganzen Provinz berühmt. Mehr als einmal ward er von seinen Mitbürgern zum Schiedsmann gewählt, und Fremde, die er nicht kannte, vertrauten ihm oft die Vollziehung ihres letzten Willens. Die Armen beweinten seinen Verlust, als er starb. So lang

er krank lag, gaben groß und kleine zu erkennen, wie viel Antheil sie an seiner Erhaltung nahmen; und als man wußte, daß er sich seinem Ende nähete, trauerte die ganze Stadt. Immer wird sein Bild meinem Gedächtniß gegenwärtig seyn. Mich dünkt, ich sehe ihn in seinem Armseffel, mit seiner ruhigen Gebehrde und dem heitern Gesichte. Mich dünkt, ich hör' ihn noch. Hier ist die Geschichte eines von unsern Abenden, und das Muster von der Anwendung der andern.

Es war Winter, und wir saßen einmal beym Feuer um ihn her: Der Abbé, meine Schwester, und ich. Mein Sohn, sagte er nach einem Gespräche über die Unbequemlichkeiten eines berühmten Namens zu mir: Mein Sohn, wir haben beyde in der Welt Geräusch gemacht; aber mit dem Unterschiede: Das Geräusch, welches du

mit deinem Werkzeuge machtest, hat dich selbst; und das, welches ich mit dem meinigen machte, hat andre um ihre Ruhe gebracht. Nach diesem guten oder schlechten Scherze des alten Hammersehmieds fieng er an zu staunen, und uns mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit anzusehen. Wörüber staunet ihr, mein Vater, fragte der Abbé? Daß, versetzte er, der Ruff eines rechtschaffnen Mannes, der wünschenswürdigste unter allen, auch seine Gefahren hat, selbst für den, der ihn verdient. Noch schauert mir, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, wenn ich daran denke. Würdet ihr's wol glauben, meine Kinder? Einmal in meinem Leben stand ich im Begriff, euch zu Grunde zu richten: Ja, euch durchaus zu Grunde zu richten. Der Abbé. Und wie das? *Mein Vater.* Wie das? Ihr sollt es hören:

Ehe ich anfangs (*sprach er zu meiner Schwester*) Mädchen, lege mir das Kopfküssen höher; es ist zu tief heruntergefunken. Und du, (*sprach er zu mir*) mache meinen Schlafrock zu; das Feuer brennt mich an die Beine. --- Ihr alle habt ja den Pfarrer zu Thivet gekannt? *Meine Schwester.* Den guten alten Priester, der in seinem hundertsten Jahr an einem Morgen seine vier Meilen machte? *Der Abbé.* Der, hundert und ein Jahr alt, verschied, als er den Tod eines Bruders vernahm, welcher bey ihm gewohnt, und das neun und neunzigste erreicht hatte? *Mein Vater.* Eben den. *Der Abbé.* Nun denn? *Mein Vater.* Nun denn: Seine Erben, arme Leute, die, auf den Straßen, auf dem Lande und bey den Kirchthüren zerstreut, ihr Leben im Bettel zubrachten, schickten mir eine Procur, die mich bevollmächtigte, an Ort und

Stelle zu gehen, und für die Sicherheit der Verlassenschaft ihres Vetzters, des verstorbenen Pfarrers, zu sorgen. Wie hätte ich armen Leuten einen Dienst abschlagen sollen, den ich verschiednen reichen Familien geleistet hatte? Ich gieng gen Thivet, wandte mich an das Gericht des Orts, liefs besiegeln, und erwartete die Ankunft der Erben, welche auch nicht säumten zu kommen. Es waren ihrer zehn bis zwölf: Weiber ohne Strümpfe, ohne Schuhe, beynahe überall nackt, welche Kinder, in ihre elenden Schürzen gehüllt, an der Brust hielten: Mit Lumpen behängte Alte, die sich hieher geschleppt, und einen Bündel zerrissner Kleider, in andre Fetzen eingewickelt, am Stock über die Achsel trugen. Ein Auftritt des schenfslichsten Elends! -- Stellt euch daraus die Freude der Erben bey dem Anblick von zehntau-

send Franken vor, die einem jeden von ihnen zu Theil werden sollten: Denn, nur obenhin gerechnet, mochte die Erbschaft des Pfarrers zum wenigsten auf hunderttausend Franken kommen. Man nimmt das Siegel ab, ich fahre den ganzen Tag mit Inventiren fort: Es wird Nacht, diese Elenden entfernen sich, und ich bleibe ganz allein da: Denn ich mußte eilen, sie in den Besitz dieses Erbs zu setzen, und zu beurlauben, um wieder bald zu meinen eignen Geschäften zu kehren. Unter einem Schreibtische stand ein alter Koffer, ohne Deckel, und voll allerley unnützer Zettel, alter Briefe, Sudel zu Antworten, verjährter Quittungen, unnützer Empfangscheine, Ausgeberödeln, u. dgl. Aber in einem solchen Falle wird alles gelesen; man übergeht nichts. Mit dieser verdrußlichen Musterung nun war ich bald am En-

de, als mir eine ziemlich weitläufige Schrift in die Hand fiel: Und diese Schrift wist ihr wol, was es war? -- Ein Testament! vom Pfarrer unterschrieben! Ein Testament, dessen Datum so alt war, daß die, welche er zu desselben Vollziehern ernannte, seit zwanzig Jahren todt sind! Ein Testament, worinn er die armen Leute, die um mich her schliessen, auf die Seite, und die Fremins, die reichen Buchhändler von Paris, die du kennen mußt, zu Universalerben einsetzte. Ich überlasse es euch, von meinem Erstaunen, von meinem Kummer zu urtheilen. Denn, was, sollt ich nun mit dieser Schrift anfangen? Sie verbrennen. Warum nicht? Trug sie nicht alle Merkmale der Verwerfung? Zeugten nicht, sowol der Ort, wo ich sie gefunden, als die Papiere, womit sie vermengt lag, und denen sie gleichete, schon

genug wider sie, ohne von ihrer schreyenden Ungerechtigkeit nur ein Wort zu sagen? So dacht' ich bey mir selbst; und da ich mir zugleich die Untröstlichkeit dieser armen, in ihrer Hoffnung betrogenen, beraubten Erben vorstellte, rückte ich mit dem Testament allmählich zum Feuer: Allein, andre Gedanken, die sich den ersten in den Weg legten; ich weiß nicht was für eine Angst, mich in der Entscheidung eines so wichtigen Falls zu betrügen; Mißtrauen in meine Einsichten; die Furcht, ich möchte mehr der Stimme des Mitleids, die im innersten meines Herzens rief, als der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben; dieß alles hielt mich plötzlich zurück, und ich brachte die übrige Nacht mit Zweifeln zu, ob ich diese unbillige Acte, die ich verschiedne Male, unentschlossen, ob sie fallen zu lassen oder zurückzuziehen,

über die Flamme hielt, verbrennen sollte oder nicht. Der letzte Entschluß gewann. Eine Minute früher oder später, würde der entgegengesetzte gewonnen haben. In meiner Verlegenheit glaubt' ich, es wäre klug, jemand Verständigen um Rath zu fragen. Mit Anbruch des Tags setze ich mich zu Pferde; eile über Kopf und Hals in die Stadt, bey meinem Haus, ohne hineinzugehn, vorbey, und steige bey dem Seminarium ab, welches damals die Peres de l'Oratoire inne hatten, von denen eine wegen seiner gründlichen Einsichten und heiligen Wandels vorzüglich berühmt war; nämlich ein gewisser Pater Bouin, der im ganzen Kirchsprenkel den Ruhm des größten Casuisten hinterließ.

So weit war mein Vater in seiner Erzählung gekommen, als Doktor Bissel, der Freund und Arzt unsers Hauses, hin

eintrat. Er erkundigte sich nach der Gesundheit meines Vaters; fühlte ihm den Puls; that etwas zu seiner Lebensordnung hinzu, und etwas davon; nahm einen Sessel, und fieng an mit uns zu schwatzen.

Mein Vater fragte ihn um Nachricht von einigen seiner Kranken, und unter anderm von einem alten diebischen Intendent bey Herrn Mefangere, gewesnen Maire unsrer Stadt. Dieser Intendent hatte die Sachen seines Herrn in Unordnung und Verfall gebracht, unter dessen Namen falsche Darlehne aufgenommen, wichtige Schriften auf die Seite geschafft, sich gewisse Fonds zugeeignet, und kurz unzählliche Schelmenstreiche begangen, die größtentheils erwiesen waren; und es stand eben auf dem Punkt, daß er um Ehr und Gut, we nicht gar um den Kopf, kommen sollte. Dieser Handel beschäftigte damals die ganze

Provinz. Der Mensch befände sich sehr schlimm, sagte der Doktor; doch hätt' er die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn wieder herzustellen. *Mein Vater.* Das heißt, ihm einen sehr schlimmen Dienst erweisen.

*Ich.* Und ein sehr schlimmes Werk thun.

*Doktor Bissei.* Ein schlimmes Werk? Und warum das, wenn es Ihnen beliebt? *Ich.*

Darum, weil es in dieser Welt so viele Böfewichter giebt, daß es eben nicht nöthig ist, diejenigen zurückzuhalten, die Lust haben daraus wegzugehen. *Doktor*

*Bissei.* Ihn zu heilen ist meine Sache, nicht ihn zu richten. Ich will ihn heilen, weil es mein Handwerk ist; hernach wird ihn die Obrigkeit hängen lassen, weil solches das ihrige ist. *Ich.* Aber, Herr Doktor, es giebt einen Beruff, der jedem rechtschaffnen Bürger, Ihnen und mir, gemein ist: Nämlich nach allen Kräften

zum Nutzen des gemeinen Wefens zu arbeiten. Und die Erhaltung eines Missethätters, von dem die Gesetze es unverzüglich befreien werden, ist, dünkt mich, kein Nutzen für dasselbe. *Doktor Biffei*. Wem kömmt es aber zu, ihn für einen Missethäter zu erklären? Etwann mir? *Ich*. Nein; aber seinen Handlungen. *Doktor Biffei*. Und wem kömmt es zu, über seine Handlungen zu sprechen? Mir? *Ich*. Nein. Aber erlauben Sie mir, Herr Doktor, den Fall ein wenig zu ändern, und anzunehmen, die Verbrechen eines kranken Missethätters seyn öffentlich bekannt; man beruft Sie; Sie kommen eilends hin, öffnen die Umhänge, und erkennen Cartouche oder Nivet? Würden sie Cartouche oder Nivet gesund machen? --- *Doktor Biffei* stand einen Augenblick an, antwortete aber standhaft: Ja; er würde den Na-

men des Kranken vergessen, und sich allein mit seiner Krankheit beschäftigen; das wäre die einzige Sache, wovon es ihm erlaubt sey zu urtheilen: Denn einen Schritt weiter, würd er bald nicht mehr wissen, wo stillstehen. Das hieße das Leben des Menschen der Unwissenheit, den Leidenenschaften und Vorurtheilen preisgeben, wenn die Untersuchung der Sitten und des Wandels eines Kranken der Verordnung des Arztes vorgehen müßte. Was Sie mir von Nivet sagen, das würde mir ein Janfenist von einem Molinisten, ein Catholick von einem Protestanten sagen. Entfernen Sie mich von Cartouches Bette, so wird mich ein Fanaticker von dem Bethe eines Atheisten jagen. Das Maafs der Arzneyen zu bestimmen, das giebt schon Arbeit genug, ohne sich mit dem Maafs der Sünden zu beladen, ob solche es erlauben, jene anzu-

wenden, oder nicht. -- Aber, Herr Doktor (versetzte ich), wenn der erste Versuch, den der Böfewicht, nach ihrer schönen Cur, mit seiner Genesung anstellte, dieser wäre, ihren Freund zu ermorden, was würden Sie sagen? Legen Sie die Hand auf ihr Herz; würd' es Sie nicht gereuen, ihn geheilt zu haben? Würden Sie nicht mit Bitterkeit ausrufen: Warum hab' ich ihm geholfen? Warum liefs ich ihn nicht sterben? Wäre das nicht genug, den ganzen Rest ihres Lebens zu verbittern? *Doktor Bissei*. Gewifs würde mich der Kummer aufreiben; aber Gewissensunruhe würd' ich darum nicht fühlen. *Ich*. Und was für Unruhe könnten Sie denn wol deswegen fühlen, dafs Sie einen rasenden Hund, ich sage nicht getödtet hätten, denn davon ist die Rede nicht; sondern dafs Sie ihn hätten umkommen lassen? Hören Sie,

Herr Doktor; ich bin unerschrockner als Sie, und laffe mich nicht durch eitele Trugschlüsse an der Nase führen. Gesetzt, ich bin ein Arzt. Ich sehe den Kranken an, der mich rufen läfst, und erkenne einen Böfewicht: Ich rede so mit ihm: Unglücklicher, mache geschwind fort, dafs du stirbst; das ist das beste, was dir, für andre und für dich, begegnen kann. Ich weifs wol, was zu thun wäre, das Seitenstechen, das dich quält, zu vertreiben; aber ich werde mich wol hüten, es zu verordnen: Ich hasse meine Mitbürger nicht so sehr, dafs ich dich wieder unter sie bringen, und mir selber durch die neuen Verbrechen, die du begehen würdest, einen immerwährenden Kummer bereiten sollte. Ich will kein Mitgenosse deiner Verbrechen seyn. Man würde den strafen, der dich in seinem Hause verflochte; und

ich sollte den für unschuldig schätzen, der dich beym Leben erhält? Das kann nicht seyn. Wenn ich ja etwas bedaure, so ist es, dafs, indem ich dich dem Tod überliefere, ich dich der strengsten Todesstrafe entreiffe. Ich gebe mich also nicht damit ab, den ins Leben zurückzubringen, dessen Ankläger zu seyn mir die natürliche Billigkeit, die Wohlfahrt der Gesellschaft, und die Sicherheit meiner Brüder einschärfen. Stirb! Und man sage nicht, dafs durch meine Kunst und Bemühungen ein Ungeheuer mehr in der Welt sey. *Doktor Bissei.* Adieu, Papa. Aber! -- Weniger Caffee nach dem Essen, hören Sie? *Mein Vater.* Ach Herr Doktor, es ist eine so gute Sache um den Caffee! *Doktor Bissei.* Wenigstens mit viel viel Zucker. *Meine Schwester.* Aber, Herr Doktor, der Zucker wird ihn erhitzen. *Doktor Bissei.* Märchen! -- Le-

ben Sie wol, Herr Philosoph! *Ich.* Noch ein Wort, Herr Doktor! Während der letzten Pest zu Marseille waren Strassenräuber, die sich in die Häuser zerstreuten, plünderten, mordeten, und sich die allgemeine Verwirrung zu Nutze machten, sich durch allerley Frevelthaten zu bereichern. Einer dieser Strassenräuber ward selbst von der Pest befallen, und von einem der Leichengräber, welche die Policey bestellt hatte, die Todten wegzutragen, erkannt. Diese Leute warfen die Leichen aus den Häusern auf die Gasse. Der Todtengräber sieht den Bösewicht an, und: Ey, Schurke, (sagte er zu ihm) bist's du? Packt ihn zugleich bey den Füßen, und schleppt ihn zum Fenster. Der Kerl schreyt: Ich bin nicht todt! Du bist todt genug, versetzte der andre; und stürzt ihn unverzüglich vom dritten Stockwerk

hinunter. Willen Sie, Herr Doktor, dieser Todtengräber, der den angesteckten Böfewicht mit so guter Art abfertigte, ist in meinen Augen weniger strafbar, als ein geschickter Arzt, wie Sie, der ihn geheilt hätte -- und jetzt können Sie gehen. *Doktor Biffé.* Mein lieber Herr Philosoph, ich will ihren Witz und ihren Eifer bewundern, soviel Sie wollen; aber ihre Sittenlehre wird weder die meinige, noch, ich wette, des Abbé seine seyn. *Der Abbé.* Sie wetten sicher. -- Ich wollte sogleich mit dem Abbé anbinden; aber mein Vater wandte sich zu mir: Du streitest, sagte er lächelnd, wider deine eigne Sache. *Ich.* Wie das? *Mein Vater.* Du willst den Schurken, den Intendent des Herrn Messangere, todt haben, nicht wahr? So laß denn den Doktor nur machen. -- Aber sagt mir nun, wo blieb ich in meiner Ge-

schiechte. *Meine Schwester.* Ihr waret bey dem Pater Bouin.

*Mein Vater.* Ich erzählte ihm die Begebenheit. Nichts ist rühmlicher (sagte mir Pater Bouin) als die Empfindung des Mitleidens, welches ihr Herz für diese unglücklichen Erben einnimmt. Unterdrücken Sie das Testament, helfen Sie ihnen, ich bin's zufrieden: Aber nur mit dem Bedinge, daß Sie dem Univerfalärben genau die gleiche Summe ersetzen, die Sie ihm werden entzogen haben; weder mehr noch weniger. -- Aber es friert mich an den Rücken: Der Doktor wird die Thüre offen gelassen haben. Geh, Mädchen, schließe zu. *Meine Schwester.* Ja; aber Ihr werdet, hoff ich, nicht fortfahren, bis ich wieder da bin. *Mein Vater.* Das versteht sich.

Meine Schwester ließ uns eine Weile

warten, und kam jetzt wieder: Es ist der Narr, sprach sie (etwas verdrüsslich) der über seiner Thüre zween Zettel ausgehängt hat, wo auf dem einen steht: *Dies Haus ist zu verkaufen um zwanzigtausend Franken, oder zu vermietben um zwölfhundert Franken, des Jahrs, ohne Verschreibung; und auf dem andern: Zwanzigtausend Franken auszuleihen auf ein Jahr, um sechs vom hundert.* Ich. Ein Narr; Schwester? Gefetzt aber, es sey nur ein Zettel, wo ihr zween sehet; wenn der Darlehnzettel nichts anders als die Ueberfetzung des Vermiethzettels wäre? Allein, was geht das uns an. -- Und was sagte der Pater Bouin weiter?

*Mein Vater.* Und wer hat Sie bevollmächtigt (fuhr er fort) Acten die Gültigkeit zu nehmen oder zu geben? Wer hat Sie bevollmächtigt, die Absichten der Verstorbnen zu erklären? -- Aber, Pater

Bouin, der Koffer? -- Wer hat Sie bevollmächtigt, zu entscheiden, ob dieses Testament aus Ueberlegung verworfen, oder aus Versehen verlegt worden sey? Ist es Ihnen niemals begegnet, daß Sie etwa in einem Winkel ihrer Werkstätte ein wichtiges Papier wieder fanden, welches Sie aus Unachtsamkeit hatten fallen lassen. -- Aber, Pater Bouin, das Datum und die Unbilligkeit dieser Schrift? -- Wer hat Sie bevollmächtigt, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieser Acte zu sprechen, und das Universalvermächtniß mehr für eine unrechtmäßige Verschenkung, als für eine Wiedererstattung, oder für irgend ein anders rechtmäßiges Werk, wie Sie sich solches immer vorstellen wollen, anzusehen? -- Aber, Pater Bouin, die unmittelbaren und dürftigen Erben; und dieser weitläufige Verwandte,

nur aus der Nebenlinie, und so reich? --  
 Wer hat Sie bevollmächtigt, abzuwägen,  
 was der Verstorbne seinen nahen Verwand-  
 ten, die Sie nicht kennen, oder den Buch-  
 händlern, die Sie nicht besser kennen,  
 schuldig war? -- Aber, Pater Bouin,  
 dieser Haufen Briefe von den Fremins,  
 die sich der Verstorbne nicht einmal zu öff-  
 nen die Mühe genommen hatte? -- Denn  
 das ist ein Umstand (sagte mein Vater zu  
 uns) den ich euch zu erzählen vergessen  
 habe, daß unter dem Haufen Papiere,  
 worinn ich das fatale Testament gefunden,  
 zwanzig, dreyßig, ich weiß nicht wie  
 viel, Briefe von den Fremins lagen; und  
 alle noch versiegelt. -- Da ist, sagte Pater  
 Bouin, weder Koffer, noch Datum, noch  
 Briefe, noch Pater Bouin; weder wenn,  
 noch aber, das Stich halte: Es ist niemand  
 erlaubt, die Gesetze zu brechen, sich in die

Gefinnungen der Verstorbnen einzulassen,  
 und über eines andern Gut zu befehlen.  
 Hat die Vorsehung beschloffen, durch die  
 zufällige Erhaltung dieses Testaments ent-  
 weder Ihre Clienten, oder die eingesetzten  
 Erben, oder den Verstorbnen, denn man  
 weiß nicht welchen, zu züchtigen, so muß  
 es bleiben.

Nach einer so deutlichen und bestimmten  
 Entscheidung des verständigsten Mannes aus  
 unsrer Geistlichkeit, blieb ich bestürzt und  
 zitternd dastehn, und überdachte, was aus  
 mir, was aus euch, meine Kinder, würde  
 geworden seyn, wenn es mir begegnet wä-  
 re, daß ich das Testament, wie ich mehr  
 als zehnmal in Versuchung war, verbrannt,  
 und erst hernach, von Zweifeln gequält, den  
 Pater Bouin um Rath gefragt hätte. Ich hät-  
 te erstattet, o ich hätte erstattet! Nichts ist  
 gewisser: Und, ihr wärt zu Grunde gerichtet!

*Meine Schwester.* Aber auf dieses, mein Vater, mustet ihr wieder in den Pfarrhof gehen, und den armen Leuten ankündigen, es wäre nichts da, das ihnen gehörte, und sie könnten wieder weggehen, wie sie gekommen sind. Wo nahmet ihr, mit der mitleidigen Seele, die ihr habet, das Herz dazu? *Mein Vater.* Das weiß ich wahrlich selbst nicht. Im ersten Augenblick fiel ich auf den Gedanken, mich meiner Procur zu entladen, und meine Stelle durch einen Sachwalter vertreten zu lassen: Allein ein solcher hätte sich derselben nach aller Strenge bedient, und die armen Leute, deren Unglück ich vielleicht erleichtern konnte, bey den Schultern gekriegt und weggeprügelt. Ich kehrte also am gleichen Tage nach Thivet zurück. Meine plötzliche Abwesenheit, und die Maafsregeln, die ich vor meiner Abreise genommen, hatten Un-

ruhe erweckt; die traurige Miene, womit ich wieder erschien, erweckte noch viel mehr. Indessen zwang und verstellte ich mich, so gut ich immer konnte. *Ich.* Das will sagen schlecht genug. *Mein Vater.* Ich fieng damit an, daß ich alle kostbare Sachen in Sicherheit brachte, und eine gewisse Anzahl Leute, die mich im Nothfalle beschützen könnten, im Hause versammelte: Dann öffnete ich den Keller und die Kornboden, und überließ sie diesen Unglücklichen, die ich einlud, zu essen und zu trinken, und Wein, Getraide und allen übrigen Speisevorrath unter sich zu theilen. *Der Abbé.* Aber, mein Vater! -- *Mein Vater.* Ich weiß es, dieses gehörte ihnen eben so wenig als das übrige. *Ich.* Nun, ja doch, Abbé, du unterbrichst uns. *Mein Vater.* Hernach -- blafs wie der Tod, und auf meinen Beinen zitternd, öffnete ich

den Mund, und konnte kein Wort finden; setzte mich nieder, stand wieder auf; fieng etwas zu reden an, und konnte es wieder nicht zu Worten bringen; weinte. Die bestürzten Leute umringten mich, schrien von allen Seiten her: Nun dann, werthefter Herr, was ist's doch? -- Was es ist? versetzte ich: -- Ein Testament, ein Testament das euch enterbt. Es kostete mich so viel, diese wenigen Worte anzusprechen, daß ich beynahe in Ohnmacht gesunken wäre. *Meine Schwester.* Das kann ich mir vorstellen.

*Mein Vater.* Was für ein Auftritt, meine Kinder, was für ein Auftritt war der, welcher itzt folgte: Mir schauert, daran zu denken! Mich dünkt, ich höre noch das Geschrey des Schmerzens, der Wuth, der Raserey, das Geheul der Flüche. -- Hier legte mein Vater seine Hände

auf die Augen und auf die Ohren. Diese Weiber (sagte er) diese Weiber, ich sehe sie noch. Die einen wälzten sich auf der Erde, rissen sich die Haare aus, zerfleischten ihre Wangen und Brüste; die andern schäumten, hielten ihre Kinder bey den Füßen, im Begriff, ihnen die Köpfe auf den Boden zu schmettern, wenn man sie hätte machen lassen. Die Männer brachen, zerschlugen, warfen alles unter über sich, was ihnen in die Hände fiel; drohten, Feuer in das Haus zu legen: Andre kratzten brüllend die Erde mit ihren Nägeln auf, als ob sie des Pfarrers Leichnam suchten, ihn zu zerreißen; und mitten durch diesen Lärm brach das durchdringende Geschrey der Kinder hervor, die, ohne zu wissen warum, an der Verzweiflung ihrer Eltern Theil nahmen, sich an ihre Kleider hängten, und unmenschlich von ihnen wegge-

stoffen wurden. Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben so viel gelitten habe.

Inzwischen hatte ich den Fremins geschrieben, ihnen von allem Nachricht gegeben, und in sie gedrungen, eilends zu kommen; dieß wäre das einzige Mittel, einem schlimmen Zufall vorzubeugen, den ich anderst nicht würde hindern können.

Durch die Hoffnung, womit ich mir in der That schmeichelte, von dem Erben eine völlige Entfugung seiner Rechte zu erhalten, oder ihn wenigstens zu einer günstigen Erklärung zu vermögen, hatte ich diese Unglücklichen ein wenig beruhigt, und in die entferntesten Hütten des Dorfes zerstreut.

Fremin kam von Paris: Ich sah ihn starr an, und fand eine harte Miene, die nichts Gutes versprach. *Ich*. Groffe, schwarze

und dicke Augenbraunen; tiefe und kleine Augen; ein breiter, etwas schiefer Mund; eine schwarzbraune Farbe; von Pocken wie ein Sieb durchlöchert. *Mein Vater*. Genau so. Nicht mehr als dreyßig Stunden hatte er gebraucht, seine sechszig Meilen zu machen. Gleich Anfangs zeigte ich ihm die armen Leute, deren Sache ich verfechten sollte: Sie standen alle starr aufrecht, schweigend vor ihm; die Weiber weinten; die Männer lehnten sich auf ihre Stöcke, und hielten die Hände in ihren Mützen. Fremin faß, die Augen zugegeschlossen, den Kopf abhängend, das Kinn auf die Brust gelehnt, und sah sie nicht an. Mit allem mir möglichen Nachdruck redte ich zu ihren Gunsten. Ich weiß nicht, wo man das hernimmt, was man in dergleichen Fällen sagt. Ich zeigte ihm handgreiflich, wie ungewiß es wäre, daß er

diese Erbschaft auf eine rechtmäßige Weise erlange: Ich beschwuhr ihn bey seinem Reichtume, bey dem Elende, das er vor Augen hätte: Ja, ich glaube, ich warf mich zu seinen Füßen. Nicht einen Heller konnt' ich herauspressen. In alle diese Betrachtungen, war seine Antwort, lasse er sich nicht ein; es wär' ein Testament da; die Geschichte dieses Testaments sey ihm gleichgültig, und er wollte sich lieber an mein Betragen, als an meine Reden, halten. Vor Unwillen warf ich ihm die Schlüssel vor die Nase; er hob sie auf, und bemächtigte sich von allem. Ich kam so befüßt, so abgemattet, so verändert wieder heim, daß eure damals noch lebende Mutter glaubte, es wäre mir ein großer Unfall begegnet. -- Ach meine Kinder, was für ein Mensch dieser Fremin war!

Auf diese Erzählung erfolgte ein tiefes

Stillsehweigen, und jedes dachte der sonderbaren Begebenheit auf seine Weise nach. Es kamen einige Besuche. Ein Geistlicher, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere; ein dicker Prior, der sich besser auf den guten Wein als auf die Morale verstand, und der das *Moyen de parvenir* mehr durchblättert hatte, als die *Conférences de Grenoble*; eine richterliche Person, mit Namen Dubois, Notar und Policeylicutenant; und bald darauf ein Handwerker, der mit meinem Vater zu reden verlangte. Man ließ ihn hereinkommen, und mit ihm einen alten Ingenieur der Provinz, der in der Einsamkeit lebte, und der Mathematick, die er ehemals gelehrt hatte, oblag: Er war des Handwerkers Nachbar, und der Handwerker selbst war ein Hutmacher.

Des Hutmachers erstes Wort war, daß er meinem Vater zu verstehen gab, die

Gesellschaft wäre für das, was er ihm zu sagen hätte, ein wenig zu zahlreich. Jedermann stand auf; der Prior, der Notar, der Geometer und ich, die der Hutmacher zurückehielt, blieben da.

Herr Diderot, (sprach er zu meinem Vater, nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte, ob ihn sonst jemand hören könnte): Ihre Redlichkeit und ihre Einsichten bringen mich hieher; und es ist mir nicht unangenehm, diese übrigen Herren anzutreffen, die mich vielleicht nicht kennen, mir aber alle bekannt sind. Ein Priester, ein Jurist, ein Gelehrter, ein Philosoph, und ein rechtschaffner Mann! Es mußte ein seltsamer Zufall seyn, wenn ich bey Personen von so verschiednem Stande, und alle gleich billig und aufgeklärt, den Rath nicht finden sollte, den ich nöthig habe. Vor allem aus, fügte der Hutmacher

bey, versprechen Sie mir, meine Sache verschwiegen zu halten, was für eine Parthey ich auch zu ergreifen gut finde. Man versprach es ihm, und er fuhr fort:

Ich habe keine Kinder. Von meiner letzten Frau, die ich ungefähr vor vierzehn Tagen verloren, bekam ich keine. Seit dieser Zeit lebe ich nicht mehr; ich mag weder essen noch trinken, weder schlafen noch arbeiten. Ich steh auf, ich kleide mich an, ich geh aus, und schlentre, von einem tiefen Kummer verzehrt, in der Stadt herum. Meine kranke Frau habe ich achtzehn Jahre lang gewartet; alle Dienste, die von mir abhiengen und ihr betrübter Zustand erforderte, hab ich ihr erwiesen. Meine Ausgaben für sie haben den Betrag unsrer geringen Einkünfte und meiner Arbeit aufgezehrt, und mich in Schulden gesteckt. Nun, bey ihrem To-

de, würde ich mich von Mühe und Arbeit entkräftet, und die Zeit meiner jungen Jahre verloren sehen: Mit einem Wort, ich würd es nicht weiter gebracht haben, als am ersten Tage unsrer Haushaltung, wenn ich die Gesetze beobachtete, und so dasjenige an weitläufige Verwandte aus der Nebenlinie kommen ließe, was von dem Heurathgut, das meine Frau mir zugebracht, zurückfällt. Es bestand in einer schönen Aussteuer; denn ihr Vater und ihre Mutter, die ihre Tochter sehr liebten, thaten für sie alles was sie konnten; ja mehr als sie konnten: In einer Menge feiner und guter Wasche, die jetzt noch ganz neu ist; denn die arme Frau hatte nicht Zeit sie zu brauchen; und in zwanzigtausend Franken an Gelde, von einer abgezahlten Verschreibung auf Herrn Michelin, Lieutenant des Herrn Generalprocu-

rators. Kaum hatte die Verstorbene die Augen zugegeschlossen, so schaffte ich das Geld und die Wasche auf die Seite. Nun meine Herren, wissen Sie die Sache. Hab ich wol gethan? Hab ich übel gethan? Mein Gewissen ist nicht ruhig. Mich dünkt, ich höre da etwas, das mir sagt: Du hast gestohlen, du hast gestohlen! Erstatte, erstatte! Was halten Sie davon? Bedenken Sie, meine Herren, daß mir meine Frau durch ihren Hinschied alles mit wegnahm, was ich in zwanzig Jahren gewonnen habe; daß ich beynahe nicht mehr im Stande bin, zu arbeiten; daß ich in Schulden stecke; und daß mir, wenn ich erstatte, nichts übrig bleibt, als der Spital, heut oder morgen. Reden Sie, meine Herren! Ich erwarte Ihre Entscheidung. Muß ich ersetzen und in den Spital gehn?

Ehre, dem Ehre gebührt, sagte mein

Vater, und bückte sich gegen den Geistlichen. Es ist an Ihnen, Herr Prior!

Mein Kind, sprach der Prior zu dem Hutmacher, ich halte nichts auf Scrupeln; das verwirrt den Kopf und nützt nichts. Vielleicht hättest du das Geld nicht nehmen sollen: Weil du es aber einmal genommen hast, so ist das meine Meynung, daß du es behaltest. *Mein Vater.* Aber, Herr Prior, das ist doch nicht Ihr letztes Wort? *Der Prior.* Freylich! Ich weiß mein Treu nichts weiter. *Mein Vater.* Sie sind nicht gar tief gekommen. -- Nun ist's an Ihnen, Herr Rath. *Der Rath.* Deine Lage ist verdrießlich, mein Freund! Ein andrer würde dir vielleicht rathen, das Hauptgut den Verwandten deiner Frau zu versichern, daß es bey dem Todesfalle nicht auf die deinen käme; und Lebenslang die Nutznießung davon zu beziehen: Aber es sind Ge-

setze da; und diese Gesetze erlauben dir weder die Nutznießung, noch den eigentümlichen Besitz des Hauptguts. Folge mir; leiste den Gesetzen Genügen, und sey ein ehrlicher Mann, im Spithal wenn es seyn muß. *Ich.* Es sind Gesetze da? Das mögen mir Gesetze seyn? *Mein Vater.* Und Sie, Herr Mathematicker, wie lösen Sie dieses Problem auf? *Der Geometer.* Hast du nicht gesagt, mein Freund, du hättest ungefehr zwanzigtausend Franken genommen? *Der Hutmacher.* Ja mein Herr. --- Und wie viel hat dich ungefehr die Krankheit deiner Frau gekostet? --- Ungefehr die gleiche Summe. -- Nun gut: Wer mit zwanzigtausend Franken zwanzigtausend Franken zahlt, bleibt Zero. *Mein Vater, zu mir.* Und was sagt die Philosophie? *Ich.* Die Philosophie schweigt, wo das Gesetz nicht Menschenverstand

hat. -- Mein Vater merkte, daß man nicht in mich dringen dürfte, und wendete sich sogleich zum Hutmacher: Meister N. (sprach er zu ihm) Ihr habt uns gestanden, seit dem Ihr die Verlassenschaft eurer Frau entwendet, hättet Ihr eure Ruhe verloren; und wozu nützt euch denn dieses Geld, das euch das größte Gut geraubt hat? Geschwinde schafft es von euch, und eist und trinket, schlaft, arbeitet, und seyd bey euch selbst zufrieden und glücklich. Nein, mein Herr, (versetzte der Hutmacher trotzig) ich will nach Genf gehen --- Und du glaubst, du werdest die Gewissensbisse hier lassen? -- Das weiß ich nicht; aber ich will nach Genf gehen. --- Geh wohin du willst, du wirst dein Gewissen finden.

Der Hutmacher gieng weg, und seine wunderliche Antwort gab den Stoff zum

Gespräche. Man kam überein, daß vielleicht die Entfernung der Zeit und des Orts alle Empfindnisse mehr oder weniger schwächete. Die Gesellschaft verließ uns; mein Bruder und meine Schwester kamen wieder herein, und das unterbrochne Gespräch wurde fortgesetzt. Gott Lob! (sagte mein Vater) da sind wir wieder bey einander: Bey andern Leuten ist mir wol; bey euch aber noch besser. Darnach wandte er sich zu mir: Warum hast du (fragte er mich) dem Hutmacher deine Meynung nicht gesagt? -- Ihr habt mich daran gehindert. --- That ich übel? -- Nein; denn für einen Narrn giebt es keinen guten Rath. Wie? Ist denn dieser Mann nicht der nächste Verwandte seiner Frau? Ist ihm das Gut, das er zurückbehalten, nicht zum Heyrathgut gegeben worden? Gehört es ihm nicht unter dem rechtmäßigsten Titel? Was für

Recht haben diese Verwandten aus der Nebenlinie? *Mein Vater.* Du siehest wol das Gesetz; aber den Geist des Gesetzes, den siehest du nicht. *Ich.* Ich sehe, wie Ihr, mein Vater, die wenige Sicherheit der Weiber, die von ihren Männern ohne die geringste Zurückhaltung verachtet und gehaßt werden könnten, wenn der Tod den Mann in den Besitz der Güter seiner Frau setzte. Aber was geht das mich an, wenn ich ein ehrlicher Mann bin, und die Pflichten gegen meine Frau wol erfüllt habe? Bin ich nicht unglücklich genug, wenn ich sie verliere? Muß man dann noch kommen mich zu plündern? *Mein Vater.* Wenn du die Weisheit des Gesetzes erkennst, so mußt du dich auch, dünkt mich, darnach richten. *Meine Schwester.* Ohne Gesetz ist kein Diebstahl mehr. *Ich.* Ihr betrugt euch, meine Schwester. *Mein Bru-*

*der.* Ohne Gesetz gehört allen alles, und es giebt kein Eigentum mehr. *Ich.* Ihr betrugt euch, mein Bruder. *Mein Bruder.* Und worauf gründet sich denn das Eigentum? *Ich.* Ursprünglich auf die Besitznehmung durch die Arbeit. Die Natur hat die guten Gesetze von Ewigkeit her gemacht. Eine rechtmäßige Gewalt versichert ihre Vollziehung; und diese Gewalt, die wider den Bösewicht alles vermag, vermag nichts wider den rechtschaffnen Mann. Ich bin dieser rechtschaffne Mann; und in diesen, und vielen andern Fällen die ich aufzählen könnte, lade ich sie vor den Richtstul meines Herzens, meiner Vernunft, meines Gewissens; vor den Richtstul der natürlichen Billigkeit. Ich frage diese; und, je nachdem sie mir antwortet, unterwerfe ich mich jener Gewalt, oder hebe sie auf. *Mein Vater.* Predige

diese Grundsätze auf den Dächern , sie werden , ich versichre dich , ihr Glück machen ; und du wirst schöne Sachen sehen , die daraus entstehen werden. -- Ich will sie nicht predigen. Es giebt Wahrheiten , die nicht für Narren gemacht sind ; aber ich will sie für mich behalten. -- Für dich , der du ein Weiser bist ! -- Ganz gewifs. -- Nach diesem kann ich leicht urtheilen , du werdest mein Betragen in der Sache zu Thivet nicht gar zu sehr billigen. Aber du , Abbé , was hältst du davon ?

*Der Abbé.* Ich denke , mein Vater , Ihr habt klug gehandelt , den Pater Bouin um Rath zu fragen , und ihm zu folgen ; und wenn ihr eurer ersten Bewegung gefolgt hättet , so wären wir wirklich zu Grunde gerichtet. *Mein Vater.* Und du , großer Philosoph , du bist nicht dieser Meynung ? --

Nein. --- Das ist sehr kurz abgebrochen.

Weiter. --- Ihr befehlt es mir ? --- Ja --- Ohne Zurückhaltung ? --- Ja --- Nein gewifs ( antwortete ich ihm eifrig ) ich bin dieser Meynung nicht. Ich einmal , ich denke , wenn Ihr in euerm Leben jemals eine schlimme Handlung gethan habt , so sey es diese. Und da ihr glaubet , ihr wäret den Fremins Erstattung schuldig gewesen , wenn Ihr das Testament zerrissen hättet , so glaub ich , Ihr seyd sie den Erben noch viel mehr schuldig , weil Ihr es nicht gethan habt. *Mein Vater.* Diese Handlung ist mir , ich muß es gesehen , immer auf dem Herzen gelegen. Aber der Pater Bouin ! *Ich.* Euer Pater Bouin war , mit allem Ruhme seiner Wissenschaft und Heiligkeit , nichts anders als ein feichter Schwätzer , ein Heuchler von eingeschränktem Kopfe. *Meine Schwester* , ( mit leiser Stimme ) : Hast du im

Sinn, uns um Haab und Gut zu bringen.  
*Mein Vater.* Still! Still! Laß den Pater  
 gehn, und sag uns deine Gründe, ohne je-  
 mand zu beschimpfen. *Ich.* Meine Grün-  
 de? Sie sind simpel, und ich will sie sa-  
 gen: Entweder wollte der Erblasser die  
 Acte, die er in der Härte seines Her-  
 zens gemacht hatte, unterdrücken, wie  
 denn alle Umstände übereinstimmten, die-  
 ses zu beweisen; und ihr habt seine Busse  
 vereitelt: Oder aber, er wollte, daß diese  
 grausame Acte ihre Wirkung haben sollte;  
 und Ihr seyd in die Gemeinschaft seiner  
 Ungerechtigkeit eingetreten. *Mein Vater.*  
 Seiner Ungerechtigkeit? Das ist bald ge-  
 sagt. -- Ja, ja, seiner Ungerechtigkeit!  
 Denn alles, was euch der Pater Bouin  
 vorschwatzte, sind nur nichtswürdige Spitz-  
 findigkeiten, elende Muthmassungen, leere  
 grundlose Vielleicht, gegen jene Umstände,

die der ungerechten Acte, welche ihr aus  
 dem Staube gezogen, und wieder rechts-  
 kräftig gemacht habt, alle Merkmale der  
 Gültigkeit nahmen. Ein Koffer voll un-  
 nützer Zettel: Unter diesen unnützen Zet-  
 teln ein altes Papier, welches sein Datum,  
 seine Ungerechtigkeit, seine Vermischung  
 mit andern unnützen Papieren, der Tod  
 der Vollzieher, die Verachtung der Briefe  
 der Fremden, ihr Reichthum, und die  
 Armuth der wahren Erben für ungültig er-  
 klärten! Was setzt man diesem entgegen?  
 Eine eingebildete Erstattung! Da werdet  
 Ihr sehen, daß dieser arme Teufel von ei-  
 nem Priester, der nicht einen Schilling be-  
 faß, da er auf seine Pfründe kam; der  
 achtzig Jahr in seinem Leben damit zuge-  
 bracht, einen Schilling auf den andern zu  
 legen, und ungefahr hunderttausend Fran-  
 ken zusammenzuscharren, ehemals bey den

Fremins, bey welchen er nicht gewohnt, und die er vielleicht niemals anders als dem Namen nach gekannt hatte, einen Diebstal von hunderttausend Franken begangen hat. Und sollte auch dieser vorgebliche Diebstal wirklich geschehen seyn, was für ein großes Unglück wär es, wenn --- Ich einmal würde die unbillige Acte verbrannt haben. Ihr hättet sie, sag ich, durchaus verbrennen, Ihr hättet euerm Herzen Gehör geben sollen, das seither niemals aufgehört hat, dawider zu schreyen, und das euch besser würde gerathen haben, als euer elende Bouin, dessen Entscheidung nichts als ein Beweis ist, wie furchtbar das Ansehn der religiösen Vorurtheile auch bey den besten Köpfen sey; und welchen schädlichen Einfluß ungerechte Gesetze und falsche Grundsätze auf die gesunde Vernunft und natürliche Billigkeit haben.

Meine Schwester schwieg; aber zum Zeichen ihres Beyfalls drückte sie mir die Hand. Der Abbe schüttelte den Kopf. --- Und dann noch ein bisgen auf den Pater Bouin geschimpft, sagte mein Vater. Du glaubst doch wenigstens, daß mich meine Religion losspricht? *Ich.* Ich glaub' es; aber desto schlimmer für sie. *Mein Vater.* Du glaubst auch, die Acte, die du eigenmächtig verbrennest, wäre vor dem Richtstuhl des Gesetzes für gültig erkannt worden? *Ich.* Das kann seyn; aber desto schlimmer für das Gesetz. *Mein Vater.* Du glaubst, das Gesetz würde alle die Umstände, die du so sehr wichtig zu machen suchest, nicht geachtet haben? *Ich.* Das weiß ich nicht; aber ich hätte wenigstens gesucht, mein Herz ganz rein zu behalten. Zu dem Ende hätt' ich etwa fünfzig Duplonen gewagt, das wär' ein

wohlangewandtes Liebeswerk gewesen; und damit hätte ich das Testament im Namen der armen Erben angegriffen. *Mein Vater.*

O! Was das betrifft, wenn du bey mir gewesen und mir den Rath dazu gegeben hättest, so ist, obgleich in dem Anfang einer Haushaltung fünfzig Duplonen eine ansehnliche Summe sind, doch alles darauf zu wetten, daß ich ihn befolgt hätte.

*Der Abbé.* Und ich hätte dieses Geld lieber den armen Erben als den Juristen geben mögen. *Ich.* Und ihr Brüder, glaubt, man würde den Proceß verloren haben?

*Der Abbé.* Ich zweifle nicht daran. Die Richter halten sich genau an das Gesetz, wie mein Vater und der Pater Bouin; und sie thun wohl. Die Richter schliessen in dergleichen Fällen die Augen über die Umstände zu, wie mein Vater und der Pater Bouin, aus Furcht vor den schlim-

men Folgen, die anderst daraus entstehen würden; und sie thun wohl. Sie opfern zuweilen, selbst gegen das Zeugniß ihres Gewissens, wie mein Vater und der Pater Bouin, den Vortheil des Unglücklichen und Unschuldigen auf, den sie nicht retten könnten ohne einer Menge Betrüger den Zügel schießen zu lassen; und sie thun wohl. Sie scheuen sich, wie mein Vater und der Pater Bouin, ein Urtheil zu sprechen, das in einem bestimmten Falle billig, in tausend andern aber, wegen unzähligen Unordnungen, denen es die Thür öffnen könnte, schädlich seyn würde; und sie thun wohl. Und in dem Fall mit dem Testament, davon die Rede ist . . . *Mein Vater, zu mir:* Für eine Privatperson sind deine Gründe vielleicht gut; aber für einen Richter wären sie schlecht. Mancher nicht allzugewissenhafter Advocat hätte mir

unter vier Augen gesagt: Verbrennen Sie das Testament; aber in ein Parere das zu schreiben, würd' er wol niemals wagen. *Ich.* Ich versteh es: Das war eine Sache, die nicht vor den Richter gebracht werden mußte; und sie würde auch bey meiner Ehre nicht vor ihn gebracht worden seyn, wär' ich an enrer Stelle gewesen. *Mein Vater.* Du würdest also deine Vernunft der öffentlichen Vernunft, die Entscheidung des Menschen der Entscheidung des Richters, vorgezogen haben? *Ich.* Ganz gewiss. Ist denn der Mensch nicht vor dem Richter? Ist die Vernunft des menschlichen Geschlechts nicht ganz anders heilig als die Vernunft eines Gesetzgebers? Wir nennen uns gesittet, und sind schlimmer als die Wilden. Es scheint, wir müssen noch ganze Jahrhunderte von einer Ausschweifung und von einem Irrthume zu

dem andern herumirren, um dahin zu kommen, wo uns der erste Funke von Vernunft, der bloße Instinkt, geradezu hingeführt hätte. Wir haben uns so verirret --- *Mein Vater.* Mein Sohn, mein Sohn, es ist ein gutes Kopfküssen um die Vernunft; aber ich finde doch, daß mein Haupt auf dem Küssen der Religion und der Gesetze noch sanfter ruhet -- und darauf keine Antwort; denn ich bedarf der schlaflosen Nächte nicht! Doch, mich dünkt, du wirst böse. Sage mir denn immer, wenn ich das Testament verbrannt hätte, würdest du mich gehindert haben, zu ersetzen? *Ich.* Nein, mein Vater; eure Ruhe ist mir ein wenig lieber, als alle Güter der Welt. *Mein Vater.* Deine Antwort gefällt mir, und zwar aus Urfache --- *Ich.* Und diese Urfache? *Mein Vater.* Der Domherr Vigneron, dein Onkel, war

ein rauher Mann, der sich mit seinen Amtsbrüdern, die er durch sein Betragen und durch seine Reden beständig lächerlich machte, nicht wohl verfuhr. Du warst bestimmt, sein Nachfolger zu werden: Allein da er bald sterben sollte, fand man in der Familie für besser, die Resignationsacte gegen Rom zu schicken, als sie in die Hände des Capitels zu geben, von dem sie vielleicht nicht wäre genehmigt worden. Der Currier geht ab; dein Onkel stirbt eine oder zwei Stunden vor der vermuthlichen Ankunft des Curriers, und die Domherrnstelle und achtzehnhundert Franken sind verloren. Deine Mutter, deine Tanten, unsre Verwandten, unsre Freunde waren der Meynung, den Tod des Domherrn verborgen zu halten. Ich verwarf diesen Rath, und ließ auf der Stelle die Glocken läuten. *Ich.* Und Ihr thatet wohl daran,

*Mein Vater.* Hätte ich diesen guten Weibern Gehör gegeben, und hernach Gewissensunruhe gefühlt, so glaube ich, du würdest nicht angestanden haben, mir deinen Domherrn pelz aufzuopfern. *Ich.* Ich wäre ohnedem lieber ein guter Philosoph oder gar nichts geworden, als ein schlechter Domherr.

Der dicke Prior kam eben wieder herein, und sagte zu den letzten Worten, die er gehört hatte: Ein schlechter Domherr! Ich möchte wol wissen, wie man ein guter oder ein schlechter Prior, ein guter oder ein schlechter Domherr seyn kann? Das sind so gleichgültige Stände! --- Man deckte die Tafel, disputierte noch ein wenig mit mir, hatte manchen Spas mit dem Prior wegen seiner Entscheidung in des Hutmachers Sache, und dem gleichgültigen Ton, worinn er von den Priors und Domherrn

geredt hatte, und legte ihm den Fall mit dem Testament vor. Anstatt denselben zu erörtern, erzählte er uns eine Begebenheit, die ihn persönlich angien. *Der Prior.* Sie erinnern sich noch ohne Zweifel an das ungeheure Falliment des Wechslers Bourmont? *Mein Vater.* Ob ich mich daran erinnere? Ich war auch um etwas darin. *Der Prior.* Desto besser. *Mein Vater.* Warum desto besser? *Der Prior.* Weil mir, wenn ich übel gethan habe, mein Gewissen um so viel leichter wird. Ich ward zum Sindic der Gläubiger ernannt. Unter Bourmonts ausstehenden Activschulden fand sich auch eine Verschreibung von hundert Thaler auf einem armen Mählkrämer, seinem Nachbarn. Diese Verschreibung, unter die Menge der Gläubiger Prorata vertheilt, kam jedem nicht auf zwölf Schillinge; und hätte man

## B R I E F

UEBER DIE

## LANDSCHAFTMAHLEREY.

AN

HERRN FUESSLIN,

*den Verfasser der Geschichte der besten  
Künstler in der Schweiz.*

## VORBERICHT.

*Dieser Brief hat bey Kennern Beyfall gefunden. Man glaubt, er könne jungen Künstlern nützlich seyn, und etwas zur Beförderung des Geschmackes für die Kunst beitragen. Ich nehme ihn darum in die Sammlung meiner Schriften auf. Er ist zwar an mehr als einem Orte nachgedruckt worden. Da er aber einmal für nützlich erklärt ist,*

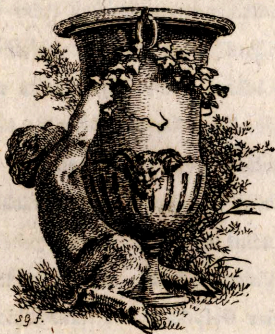
so sehe ich auch diese neue Ausgabe für ein  
Mittel an, denselben in mehrere Hände zu  
bringen, wo er nützen kann: Und in dieser  
Betrachtung werden Leser, denen er über-  
flüssig ist, solches leicht zu gut halten.

die Bezahlung von dem Mählkrämer ein-  
gefodert, so war er zu Grunde gerichtet.  
Ich hielt dafür . . . *Mein Vater*. Jeder  
Gläubiger würde diesem Unglücklichen die  
zwölf Schillinge nicht abgeschlagen haben?  
Sie zerrissen also die Verschreibung, und  
gaben Allmosen aus meinem Beutel? *Der  
Prior*. Freylich. Sind Sie unwillig da-  
rüber? *Mein Vater*. Nein. *Der Prior*.  
Haben Sie also die Gütigkeit zu glauben,  
die andern würden nicht unwilliger darüber  
werden als Sie; und dann ist alles rich-  
tig. *Mein Vater*. Aber, Herr Prior,  
wenn Sie eigenmächtig eine Verschreibung  
zerreißen, warum sollten Sie nicht zwei,  
drey, viere, so viele zerreißen, als es  
Dürftige gäbe, denen sie auf fremde Unko-  
sten helfen möchten? Diese Regel des Mit-  
leidens kann uns weit bringen, Herr Prior!  
Die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit . . .

*Der Prior.* Ist oft eine große Ungerechtigkeit. -- Eine junge Frau, die auf dem ersten Stockwerke wohnte, kam herunter. Sie war die Munterkeit und der Muthwillen selbst. Mein Vater fragte sie um Nachricht von ihrem Mann. Dieser hatte durch seine Ausschweifungen seiner Frau ein Beyspiel von schlimmen Sitten gegeben; und ich glaube, sie hatte sich erlaubt, demselben ein wenig zu folgen. Er, um seinen Gläubigern zu entweichen gieng nach Martinique. Frau Iffigni, so hieß unsre Miethfrau, antwortete meinem Vater: Herr Iffigni? Gott Lob! Ich habe nichts mehr von ihm gehört; vielleicht ist er ertrunken. *Der Prior.* Ertrunken? Ich wünsche Ihnen Glück dazu. *Frau Iffigni.* Was thut das Ihnen, Herr Abbé? *Der Prior.* Nichts. Aber Ihnen? *Frau Iffigni.* Was sollt' es mir thun? *Der Prior.* Aber,

man sagt -- *Frau Iffigni.* Und was sagt man? *Der Prior.* Nun, weil Sie es wissen wollen -- Man sagt, er habe einige Ihrer Briefe ertappt -- *Frau Iffigni.* Und hatte ich nicht eine schöne Sammlung von den seinen? Und da entstand ein sehr comischer Streit zwischen dem Prior und der Frau Iffigni über die Freyheiten beyder Geschlechter. Frau Iffigni rufte mich zu Hülfe; und ich stand im Begriff, dem Prior zu beweisen, daß, welches von zweyen Ehegenossen den Bund zuerst bräche, dem andern seine Freyheit wieder gebe: Aber mein Vater foderte seine Nachtmütze, brach das Gespräch ab, und schickte uns schlafen. Als die Reihe an mir war, ihm eine gute Nacht zu wünschen, umarmte er mich, und sagte mir ins Ohr: Es würde mich nicht verdriessen, wenn in der Stadt zween oder drey dergleichen

Bürger wären wie du: Aber ich möchte nicht darinn wohnen, wenn sie alle so dächten.



mich; aber in Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniss verbunden war: Und daher entstand, dafs ich meine Empfindungen, und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andere, und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Uebung, aber die gleichen Talente; eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung der Natur, fordert.

Da ich die Gelegenheit bekam, meines sel. Herrn Schwehervaters (\*) vortrefliche

(\*) *Herr Heinrich Heidegger*, des innern Raths, der Ao. 1763. starb, ehrte und kannte die freyen Künste von Jugend an. Sein Cabinot ist eins der besten in unsrer Vaterstadt, und enthält vornehmlich die besten Stiche nach der Niederländischen Schule; und eine vollständige Sammlung der ersten Drücke

Sammlung täglich zu sehen, erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem; und ich faßte im dreyßigsten Jahr meines Alters den Entschluß, zu versuchen, ob ich noch zu einem Grade gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künstlern Ehre machen würde.

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landschaft; und ich sieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was so vielen begegnet. Das beste, und der Hauptendzweck ist doch immer die Natur. So dacht ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich

des Freyischen Werks, welches die erhabenen Werke der Römischen Schule am würdigsten geliefert hat. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird itzt durch seinen Sohn mit Einsicht und Wahl immer vermehrt.

noch nicht genug nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenuß folgen, und sah mich in Kleinigkeiten des Detail verwickelt, die den Effekt des Ganzen störten; und fast immer fehlte mir die Manier, die den Gegenständen der Natur ihren wahren Charakter beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängstlich und nicht in herrschende Hauptpartien geordnet, alles durch Arbeit ohne Geschmack zu sehr unterbrochen. Kurz: Mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten; und ich wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach den

besten Künstlern bilden müßte. Ist nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künstler, welche anfiengen, die Kunst aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und also noch keine gute Muster hatten? Sie hielten sich so sehr an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand oft eben so genau gemahlt ist, wie der hervorstechendste. Ihre Gemähde verlieren darum die erforderliche Wirkung. Spätere Genien, die diese Fehler einfahen, suchten dieselben zu vermeiden, und machten sich mit den Regeln des Schönen in der Disposition, der gemäßigten Mannigfaltigkeit, der Hauptmassen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studieren. Und um den Weg so kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beste; das, was in jeder Art sich vorzüglich ausnahm, um zu

### MEIN HERR!

Sie glauben, es könne Aufmerksamkeit verdienen, und nützlich seyn, wenn ich zu Papier bringe, was für einen Weg ich eingeschlagen habe, in der Kunst so spät noch auf einen erträglichen Grad zu steigen. Möchten es viele Künstler vor mir gethan haben! Wie unendlich nützlich müßte das für die Kunst seyn, wenn man mehr die Geschichte der Kunst; durch was für Mittel Künstler zu ihrer Größe gelanget sind; was für Schwierigkeiten, und wie sie solche

überwinden; was sie auf ihrem Wege und bey ihrer Entwicklung für Bemerkungen gemacht haben, in der Mahlergeschichte finden würde. Ihre Werke würden vielleicht weniger gelehrt als die Werke gelehrter Kenner seyn; aber sie würden Sachen enthalten, die sie, jeder unter seinen besondern Umständen, jeder bey seinem Anwachs und bey seinen Arbeiten gefunden, auf welche der bloße Kenner niemals kommen kann. So (um nur ein Paar Exempel zu geben) enthält das Werk, welches *Laireffe*, nachdem er durch seine Kunst sich allgemeine Bewunderung erworben hatte, zu schreiben anfieng, die brauchbarsten Materialien, und Sachen, die nur ein *Laireffe* mit solcher Deutlichkeit, während den Jahren seiner Studien und seiner besten Arbeiten, gefunden und genau beobachtet hat. Und wie unschätzbar ist das

Werkgen von *Mengs*, welches mehr Gutes über die Kunst zu denken giebt, als ganze Folianten! Weiß er gleich als Philosoph sich nicht deutlich zu machen, so redt er doch da, wo er als Künstler spricht, mit einer Stärke, mit so viel Licht, mit so geläutertem Geschmack, mit einem so feinen, so philosophischen Beobachtungsgeist, als man nur von dem größten Künstler unsers Zeitalters erwarten kann.

Aber auf mich zu kommen: Ich fürchte mich, Ihnen mein Versprechen zu halten. Noch bin ich mitten auf dem Wege; und meine Umstände werden kaum erlauben, viel weiter zu kommen. Ich fürchte, Ihnen Sachen zu sagen, die nur wenig zu bedeuten haben: Doch dann bleibt mein Geschwätz weiter nichts als ein Brief an Sie, mit dem Sie eben so umgehen, wie

man mit Briefen thut, die nichts zu bedeuten haben; und Sie werden Ihnen und mir damit verschonen, daß ein solcher Brief der einzige Fleck in Ihrem Werke sey.

Sie wissen, daß mein Beruf niemals seyn konnte, Künstler zu werden; daher war ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Beschmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die Menge Papier, so wars doch nur ein elendes Spiel, ohne Absicht und ohne Anführung. So mußte ich nothwendig zurückbleiben; und es war eine natürliche Folge, daß meine Neigung sich um vieles verlor. Die besten Jahre gingen dahin, ohne daß ich versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen könnte. Indes thaten die Schönheiten der Natur, und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art, immer die größte Wirkung auf

einem Muster zu dienen. Diese sorgfältigste Wahl des Besten, soll für den Lehrer und den Schüler die erste Grundregel seyn. Das Mittelmäßige ist das schädlichste, und muß mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, dessen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie sehr könnten die Kupferstecher dem wahren Geschmacke nützlich seyn, wenn sie darauf dächten, durch die Wahl dessen, das sie liefern wollen, bey Kennern sich eben so wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung selbst. Was für ein Schwal von Mittelmäßigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerstreut, das niemals den Fleiß eines Tages verdient hätte. Oder lohnt sich nicht der Mühe sich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit so vieler Monate verwenden wolle? Nur die ersten Werke der Kunst sind wol dieser Mühe werth.

Es ist der schädlichste Zeitverlust, wenn man bey Unterweisung junger Künstler sie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmässigen aufhält. Ihr Geschmack wird so für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben. Man lasse den jungen Künstler die Köpfe nach *Raphael* studieren, wie unerträglich werden ihm die faden süßen Gesichtergen vieler von den Neuern seyn! Man lasse ihn nach dem Schletter so vieler beliebter Künstler nach der Mode zeichnen, und nachwärts den Apoll oder Antinous; er wird aus beyden gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen; und, was noch das schlimmste ist, nicht empfinden, dafs er es schlecht gemacht hat.

Ich fand das beste, in meinen Studien von einem Haupttheile zum andern zu gehen. Denn wer alles zugleich fassen will, wählt sich gewifs den mühsamern Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzuerstrent seyn, und immer ermüden, da er bey zu vielen verschiedenen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten findt. Ich wagte mich zuerst an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den *Waterloo*, von dem in dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige Sammlung ist. Je mehr ich ihn studierte, je mehr fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Indessen veräumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier nicht des *Waterloo*, aber nichts desto weniger glückliche Nachahmung der Natur war;

ich übte mich darum auch nach *Swanefeld* und *Bergheim*; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Gesträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit reizte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck, und mehr eigentümliches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den *Waterloo*, mein vorzügliches Muster, mich allein hielt. Ich gieng weiter, von Theilen zu Theilen. Für Felsen wählte ich die grossen Massen des *Bergheim* und *S. Rosa*; die Zeichnungen, die *Felix Meyer*, *Ermels* und *Hackert*, nach der Natur und in ihrem wahren Character, gemacht haben: Für Verschieffe und Gründe, die grasreichen Gegenden, und die sanften dämmernden Entfernungen des *Lorrain*; die sanft hintereinander wegfließenden Hügel

des *Wouvermann*, welche in gemäßigtem Licht, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit Sammt, bedeckt sind: Dann den *Waterloo*, dessen Gründe ganz Natur sind; ganz so, wie er sie in seinen Gegenden fand. Darum ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern bewachsen sind, wählte ich den *Bergheim*.

Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich itzt wieder nach der Natur studierte! Ich wufste nun, was das Eigenthümliche der Kunst ist; wufste in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umsonst gesucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jetzt

find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umsonst suchen, um einen Baum zu finden, der in seiner ganzen Form mahlerisch schön ist. Aber wenn mein Auge gewöhnt ist, zu finden, so find ich in einem sonst schlechten Baum eine einzelne Partie, ein paar schön geworfene Aeste, eine schöne Masse von Laub, eine einzelne Stelle am Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit und Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die schönste Masse eines Felsstückes vorstellen; ich hab es in meiner Gewalt, ihn ins Sonnenlicht zu halten, wie ich will, und kann die schönsten Effekten von Schatten und Licht, und Halblight und Widerschein, darbey beobachten. Aber bey dieser Art die Natur zu studieren, muß ich mich hüten, daß mich der Hang zum bloß Wunderbaren nicht hin-

reisse; immer muß ich mehr auf das edle und schöne sehen, sonst kann ich leicht in meinen Zusammensetzungen ins Abenteuerliche fallen, und wunderbare Formen allzusehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängstlich aber auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze Ausichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegenstands ist, destomehr führe ich ihn sogleich aus. Viele begnügen sich der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Hauptgedanken abzunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer einmal angenommenen Manier: Das Wahre und Eigenthümliche der Gegenstände geht darbey verloren. Und das wird uns weder durch Zauberey von Farbe, noch große Wirkung von Schatten und Licht ersetzt: Man ist bezaubert, aber

nicht lange; das forschende Auge sucht Wahrheit und Natur, und findet sie nicht.

Aber wann ich itzt einen Gegenstand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergänzen wollte; wann ich das beyfügen wollte, was ein mahlerisches Ganzes ausmachen soll; dann war ich furchtsam, und verfiel oft auf erkünstelte Umstände, die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine Landschaften hatten nicht das Grobste, das Edle, die Harmonie; noch zuzerstreutes Licht, keine rührende Hauptwirkung. Also mußte ich erst jetzt auf ein besseres Ganzes denken.

Aus allen suchte ich diejenigen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, mir vorzüglich schienen. Ich fand in den

Landschaften des *von Everdingen* das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die größte Mannigfaltigkeit herrschet: Reifende Ströme und zerfallene Felsenstücke, dicht mit Gesträuch verwachsen, wo vergnügte Armuth in der einfältigsten Bauart hingebaut hat. Kühnheit und Geschmack, und etwas Originales herrschen bey ihm überall; doch muß man bey diesem schon zum voraus die Felsen nach einem bessern Geschmack zu formen wissen. Das größte Exempel, wie man nachahmen soll, giebt *Dietrich*: Seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß man glauben sollte, *Everdingen* habe es gemacht, und sich selbst übertroffen. *Swanefelds* edle Gedanken, welche mit so großer Wirkung ausgeführt sind, und die auf seine großen Massen von Schatten einfallende Reflexlichter; *Salv. Rosa* kühne Wildheit; des *Rubens* Kühnheit in

Wählung feiner Gegenstände : Diese und mehrere studierte ich in flüchtigen Entwürfen , nun im Ganzen , da es mir jetzt meist darum zu thun war , der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an , mich blofs und allein an die beyden *Poussin* und den *Claude Lorrain* zu halten. In diesen fand ich vorzüglich die wahre Gröfse : Da ist nicht blofs Nachahmung der Natur , wie man sie leicht findet; es ist die Wahl des Schönsten : Ein poetisches Genie vereint bey den beyden *Poussin* alles was grofs und edel ist; sie versetzen uns in jene Zeiten , für die uns die Geschichte und die Dichter mit Ehrfurcht erfüllen; und in Länder , wo die Natur nicht wild , aber grofs in ihrer Mannigfaltigkeit ist , und wo unter dem glücklichen Clima jedes Gewächse seine gesündeste Vollkommenheit erreicht. Ihre Ge-

bäude sind nach der schönen Einfalt der alten Baukunst aufgeführt , und ihre Bewohner von edelm Ansehen und Betragen , so wie sich unsere Einbildungskraft Griechen und Römer denkt , wenn sie von ihren grofsen Handlungen begeistert ist , und sich in ihre glücklichsten Zeiten versetzt. Anmuth und Zufriedenheit herrschen überall in den Gegenden , die uns *Lorrain* mahlt : Sie erwecken in uns eben die Begeisterung , eben die ruhigen Empfindungen , welche die Betrachtung der schönen Natur selbst erweckt : Sie sind reich ohne Wildheit und Gewimmel ; mannigfaltig , und doch herrschet überall Sanftheit und Ruhe. Seine Landschaften sind Ausichten in ein glückliches Land , das seinen Bewohnern Ueberflufs liefert : Ein reiner Himmelsstrich , unter dem alles mit gesunder Ueppigkeit aufblühet.

Was ich von diesen großen Mustern aufbringen konnte, betrachtete ich täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit: Aber das war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß. Das that ich oft; aber ich ruhete auch da nicht. Ich machte mehr flüchtige als genaue Copien von ihren Landschaften, die ich aufbehalte: So mach ichs mit allem was mir vorzüglich gefällt, und bekomme eine Sammlung der besten Ideen. Es wird niemand fragen, warum das: Ich kann sie ja in Kupferstichen haben? Gut, dann besitz ich sie wol, wie mancher Große seine Bibliothek; aber ich habe nichts für mein Studium gethan. Nein! Nur auf eben angedeutete Weise wird der Künstler eine immer merkwür-

dige Sammlung zusammenbringen: Er hat nicht bloß nach dem Besten studirt, sondern sich zugleich in den Besitz desselben gesetzt.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtsamkeit im Selbsterfinden. Voll von diesen großen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine Schwäche, und wie fast unübersteiglich schwer es ist, jene zu erreichen: Auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungskraft wirklich ihren Schwung verlieren. Ists nicht eben das, was schon den größten Kupferstechern, dem großen *Frey* selbst, widerfahren ist, daß ihre eigenen Erfindungen ihr schlechtestes sind! Ihre Hauptbeschäftigung ist, andrer Werke so genau als möglich nachzubilden; und sie verlie-

ren oder schwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen: Ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichtesten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faßte ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwunden waren, und ich mich besser aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. Sie muß, wie andre Seelenkräfte, genährt und geübt

werden: Wer sich gewöhnt nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden. Wir haben Künstler und Dichter, die der beständig nachschleichende Schatten andrer find.

Bey dem allem hab ich mir zu einer Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, ich mag seyn wo ich will; nicht allein auf Reisen und Spaziergängen, sondern auch zu Haus und in der Stadt. Man veräümt oder vergift oft etwas, nur weil man zu nachlässig ist, von einem Zimmer ins andere zu gehen, um das Benöthigte zu holen. Denn oft bey Betrachtung von Gemälden oder Kupfertichen zeugt die Imagination Ideen, die durch die Bewunderung dessen, das vor uns ist, oft auch nur durch einen Nebenumstand, in derselben entstanden; Ideen, auf die man sonst niemals ge-

kommen wäre. So ein Gedanke, im ersten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am besten entworfen werden. Ich unterliefs darum selten, solche Gedanken nur mit ihren Hauptlinien zu entwerfen, die so leicht vergessen und nachher selten wieder so gut gedacht werden — Einen Vortheil, den ich zuweilen auch aus dem Mittelmässigen gezogen habe, will ich hier nicht verschweigen: Aber damit will ich ihn weder empfehlen, noch mir selbst widerprechen; und ich rathe solche Uebungen nur Leuten, deren Geschmack schon gebildet ist. Auch mittelmässige Sachen können oft zu einer nützlichen Uebung des Geschmacks und der Einbildungskraft dienen, wenn man zu denselben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu seyn; wenn man, wie Ramler es mit Gedichten thut, den Gedanken eines andern besser zu

denken und besser auszuführen sucht. Oft findet man Funken von Genie, oft einen misslungenen Gedanken, der einer guten Ausführung werth ist. Ich habe in manchem Stück, das kein Aufsehen verdiente, einen Wink gefunden, der mich auf einen guten Gedanken führte. *Merians* Werke, denen man zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, enthalten Sachen, die oft mit der besten Wahl aus der Natur genommen, und nur durch die zu fade Manier in der Ausführung verdorben sind. Man schaffe seine Bäume und Gründe nach der Manier eines *Waterloo*, und gebe seinen Felsen, und allem, mehr Mannigfaltigkeit, so werden gewiss Sachen entstehen, die dem grössten Genie Ehre machen würden, und wovon doch die ganze Anlage in *Merian* liegt.

Eine Beobachtung muß ich nicht ver-

geffen, die ich aus eigener vielfältiger Erfahrung weifs, wie sehr es nämlich den Muth erfrischt, und wie oft es mich aufgemuntert und von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst und der Künstler lese. Es erweitert die Kenntnifs, es macht aufmerksam auf das was in der Kunst vorgegangen, und hilft den Künstler immermehr für das einzunehmen was seine Hauptabsicht ist. Es ist lehrreich und angenehm, die Schicksale dessen zu wissen, dessen Arbeiten ich bewundere; und eben so werd ich begierig, die Arbeiten des Künstlers hinwieder aufzufuchen, dessen Geschichte und Kunstcharakter mir durchs Lesen zum voraus bekannt ist. Wenn ich die Ehrfurcht sehe, mit der von grossen Künstlern und ihren Werken geredt wird, so mufs das meine Idee von der Wichtigkeit der Kunst erhöhen. Wenn ich sehe,

wie unermüdet sie gearbeitet haben, zu ihrer Gröfse zu gelangen, und sich in derselben zu erhalten; wie Reisen, und Beschwerden und Mangel sie nicht abschreckten, alle Mittel, die ihren grossen Endzweck befördern konnten, zu nutzen, mufs das nicht den jungen Künstler anmahnen, jede Stunde nützlich zu gebrauchen, und geitzig auf jeden Augenblick zu seyn? Auch können die übeln Schicksale manchen sonst grossen Künstlers eine rührende Erinnerung seyn, dafs Lebensart und gute Sitten, und Klugheit mit dazu gehören, um durch die Kunst sich ein dauerhaftes Glück zu machen.

Noch einen wichtigen Rath mufs ich dem Künstler andringen: Die Dichtkunst ist die wahre Schwester der Mahlerkunst. Er unterlasse nicht, die besten Werke der Dichter zu lesen; sie werden seinen Ge-

Geschmack und seine Ideen verfeinern und erheben, und seine Einbildungskraft mit den schönsten Bildern bereichern. Beyde spüren das Schöne und Große in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesetzen. Mannigfaltigkeit ohne Verwirrung ist die Anlage ihrer Werke, und ein feines Gefühl für das wahre Schöne muß beyde bey der Wahl jeden Umstandes, eines jeden Bildes, durch das Ganze leiten. Wie mancher Künstler würde mit mehr Geschmack edlere Gegenstände wählen; wie mancher Dichter würde in seinen Gemälden mehr Wahrheit, mehr mahlendes im Ausdruck haben, wenn sie die Kenntniß beyder Künste mehr verbänden. So leicht ist den Alten, besonders den Griechen, in ihrer poetischen Sprache und in ihren Gemälden nicht geworden, wie so vielen neuern Dichtern, die nur zu-

sammengeraffte Bilder und Ausdrücke unschicklich zusammenhäufen, und gemahlt zu haben glauben. *Webbs* Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, welche die Schönheiten dieser Kunst mit Stellen aus den alten Dichtern erläutert, ist dafür der deutlichste Beweis, da es seine Ablicht forderte, dieselben in diesem Gesichtspunkt zu betrachten: Dafs die Dichter damals das Schöne der Künste empfunden und gekannt, und die lebende so wie die leblose Natur genau beobachtet haben. Auch würden die neuen Dichter, die doch fast immer für Kenner der Kunst wollen angesehen seyn, dann nicht sich lächerlich machen, und von *Dürer* reden, wenn sie die Grazien wollen gemahlt haben, oder von *Rubens*, wenn sie von dem grössten Grad der Schönheit in der Bildung einer Sterblichen oder einer Göttin, reden wollen.

Doch ich komme zum Künstler zurück. Der Landschaftmaler muß sehr zu beklagen seyn, den z. B. die Gemälde eines *Thomson* nicht begeistern können. Ich habe in diesem großen Meister viele Gemälde gefunden, die aus den besten Werken der größten Mahler genommen scheinen, und die der Künstler ganz auf sein Tuch übertragen könnte. Seine Gemälde sind mannigfaltig; oft ländlich staffirt, wie *Berghem*, *Potter* oder *Roos*; oft anmuthsvoll wie *Lorrain*, oder edel und groß wie *Poussin*; oft melancholisch und wild wie *S. Rosa*. Und hier nehme ich Gelegenheit, einem redlichen Manne das Wort zu reden, der schon fast ganz vergessen ist. *Brookes* hat sich eine ganz eigene Dichtart gewählt; er hat die Natur in ihren mannigfaltigen Schönheiten bis auf den kleinsten Detail genau beobachtet; sein zartes Ge-

fühl ward durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräsgen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitichweilig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und itzt wieder ganz lebhaft denken, die uns aber das Gedächtniß nicht liefert wenn wir sie am nöthigsten haben.

Wir sollen also noch Gelehrte werden, kann mancher Künstler mit Lachen sagen? Denen ist mein Rath von Wichtigkeit, die in ihren Werken das Große und Edle suchen. Ich weiß Künstler, denen er nicht nöthig ist. Man kann einen zerfallenen Schweinstall mahlen, und ein Bäurchen das ganz lustig da an die Wand pifst, und

eine Lache daneben, und dabey alles Spiel von Schatten und Licht, und die Zauberey des Colorits, und die gröffte Niedlichkeit in der ganzen Ausführung anbringen. Dergleichen Werke können auch schätzbar seyn; und wenn man in Ablicht auf Gedanken nicht weiter will, so kann man freylich sehr vieles entbehren.

Das, mein theuerster Freund, sind nun die Bemerkungen, so gut mir mein Gedächtniß dieselben noch liefert, die ich bey meinen Arbeiten, und bey dem Plan, den ich mir vorgeschrieben hatte, gemacht habe. Andre mögen urtheilen, wie weit es mir dabey in der Kunst gelungen ist; aber davon bin ich doch überzeugt, daß mein Plan einen kurzen und sichern Weg führt. Denn so wird durch die beydseitige Uebung, nach der Natur und dem Besten in der Kunst, der Künstler sich fähig ma-

chen, wechselweise die besten Manieren des Ausdruckes der Kunst mit der Natur, oder bey jeder mahlerischen Schönheit der Natur diese mit jener zu vergleichen. Sein Auge wird so gewöhnt seyn, in der Natur das zu bemerken, was mahlerisch schön ist, daß kein Spaziergang zu jeder Jahrs- und Tagszeit für ihn ohne Nutzen ist. Er wird, wie der Jäger, dem es zur Leidenschaft worden ist, keine Beschwerde, die ungebahnteften Wege nichts achten, um sein Gewild aufzufpüren; und Schönheiten wird er da sehen, wo der mittelmäßige Künstler vorübergeht. Er wird sein Genie, nach dem Großen gebildet, aller Orten mitbringen, und kleinscheinende Umstände so umzubilden wissen, daß ein großer edler Gedanke aus dem entsteht, was bey einem jeden mittelmäßigen Kopf zum Alltagsgedanke wird. Ich

habe auf den gleichen Spaziergängen mit Erstaunen Situationen in *Poussins* Geschmack gefunden, wo ich vorher nur mittelmäßige und kleinlichte Sächelgen sah.

Hab ichs nun unter meinen Umständen in der Kunst unmöglich weiter bringen können, so hab ich doch mit Ehrfurcht für die wahre Kunst immer mehr bemerkt, wie viel Denkens und wie viel Uebung es fordert, um wirklich groß zu werden. Wenn dem Künstler seine Kunst nicht ganz zur Leidenschaft wird; wenn nicht die Stunden die er bey selbiger zubringt seine angenehmsten sind; wenn die Kunst nicht das größte Glück und Vergnügen seines Lebens ausmacht; wenn nicht seine angenehmste Gesellschaft, die Gesellschaft von Kennern ist; wenn ihm nicht des Nachts davon träumt; wenn er nicht am Morgen mit neuer Begeisterung an sein Werk geht;

wenn er im Gegentheil nur den schlechten Geschmack seiner Zeit zu nutzen sucht; wenn er sich in einem allgemein gefallenden Schlenker selbst gefällt; wenn er nicht für wahre Kenner, für wahre Ehre, und für die Nachwelt arbeitet, so wird seine Arbeiten der wahre Kenner itzt und in Zukunft ausschließen, und wenn sie auch die Zierde aller Zimmer nach der Mode wären.

Noch muß ich, mein Freund, Ihnen und dem Publico ein Paar Wünsche sagen, deren Ausführung für die Aufnahme der Kunst von großem Vortheil seyn müßte. Ich habe junge Künstler gesehen, die es mit Thränen bedauerten, daß sie, durch schlechte Anleitung zurückgebunden, und unter nachtheiligen Umständen nicht aufgemuntert, ihre beste Zeit mit Mühe und Arbeit verloren hatten; und Genien, die,

verwildert, Spuren von grosser Anlage in ihren Werken zeigten; die, wenn sie weniger sich selbst und etwa Halbkennern, oder dem schlechten Geschmack ihres Orts oder ihres Zeitalters überlassen gewesen wären, wahrhaftig gross würden geworden seyn. Mein Wunsch ist, daß ein philosophischer Kenner sich mit Künstlern berathen, und eine Anleitung, sowol für die Anfänger in der Kunst, als für die, so dieselben unterrichten, schreiben möchte. Wir haben verschiedene vortreffliche Werke über die Kunst; aber sie sind theils zu kostbar, theils für Anfänger nicht einfach und practisch genug. In diesem Werkgen müßten die Grundregeln der Kunst kurz, und so deutlich als möglich, vortragen und erklärt, und dann auf besondere Fälle angewandt seyn. Diese besondern Fälle und Exempel müßten aus

Kupferstichen, nach den besten Werken der Kunst in jeder Art, genommen seyn, und zwar aus solchen, die nicht rar, und, so viel möglich, nicht kostbar sind. So würd' es immer ein leichtes seyn, solche in den Sammlungen an jedem Ort zu finden, oder sie selbst anzuschaffen. Dann müßte für jeden Zweig der Kunst die sicherste und beste Art zu Werke zu gehen angegeben werden, und zugleich die vornehmsten Werke und die grössten Künstler, die jeder für seine Absicht zu studieren hat. Es müßte gleich für die allerersten Anfänge das Beste angerathen seyn. Man martert in Deutschland die Anfänger fast allgemein nach *Preisler*; und doch sind seine Umrisse sehr oft falsch, und seine Köpfe besonders von einem gemeinen Charakter. In Frankreich kommen viel Anfänge für die Zeichnungskunst her-

aus , deren Ausführung manchen blenden kann; flüchtig auf Handrifsmanier , mit kecker Schraffierung weggearbeitet : Aber was soll dem Anfänger diese kecke Manier , bey der die Richtigkeit des Umrisses , an dem ihm jetzt alles gelegen , vernachlässigt ist ! Wie sehr muß es den Lehrer wie den Schüler verwirren , wenn die Theile und die Muskeln in den verschiedenen Lagen und Bewegungen von einem vorgelegten Muster zum andern nicht richtig können beobachtet und erklärt werden ; und wenn man bey der Anleitung für die Landschaft , wie sehr oft geschieht , bey Säckelgen aufgehalten wird , worinn keine Wahrheit ist , und woraus man keine einzige Regel des Schönen erklären kann. Ich habe oben gesagt , wie nützlich das Lesen derer Werke , die von Kunst und Künstlern handeln , dem jungen Künstler

ist ; der Anleitung müßte darum ein Verzeichniß der besten Werke in dieser Art beygefügt werden. So ein Werkgen müßte man trachten , so viel möglich , allgemein zu machen ; es müßte ein überall bekanntes Lehrbuch seyn. Es würde denen , die ohne gute Anleitung sind , einen sichern Weg weisen , und das erklären , was sie nur dunkel empfinden , und sich nicht erklären können ; und manchem , dessen Pflicht es ist , andre zu unterrichten , und der es redlich meint , seine Arbeit erleichtern.

Mein zweyter Wunsch ist , daß ein Werk entstehen möchte , worinn , in jeder Art der Mahlerkunst , die besten Werke umständlich beschrieben , und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden ; allein es müßten Werke seyn , die in Kupfer gestochen sind. Nichts-

destoweniger müßten sie auch in Absicht auf Colorit beurtheilt werden. Man kann die Gelegenheit haben oder bekommen, die Originalgemälde zu sehen; und wenn auch das nicht ist, so wird es doch in Absicht auf diesen Theil der Kunst, dem Liebhaber und dem Künstler, Gelegenheit zu Betrachtungen und Beobachtungen geben, die ihm wichtig sind. Doch das müßten nur die besten Werke aus jedem Alter und jeder der besten Schulen der Kunst seyn; nur solche, bey denen der Character des Zeitpunktes und der Schule vorzüglich herrscht; nur solche, worinn die Regeln des wahren Schönen mit dem besten Verstand angebracht sind, und aus denen sie vorzüglich deutlich gemacht werden können. Dergleichen Beurtheilungen sind in *Boydels* Werke; man findet solche in *Winkelmanns* und des Herrn von *Hage-*

*Aorn* Schriften, im *Richardson*, und einigen andern. Die Recension des Altarmählides von *Mengs* in Drefsden, welche in der Bibl. der schönen Wissenschaften steht, ist ein Meisterstück, das die tiefsten Kenntnisse jeden Theiles der Kunst zeigt. Brauch ichs zu sagen, wie wichtig und nützlich so ein Werk seyn müßte? Aber manchem, der es vielleicht zu leicht findet, muß ich sagen, daß das nur die Arbeit eines von *Hagedorn*, eines *Oeser*, eines *Dietrich*, eines *Casanova*; kurz, nur die Arbeit der größten Kenner und der größten Künstler seyn kann, um zuverlässig und nützlich genug zu seyn.

S

---

 DRUCKFEHLER.

Seite 128. Lilien 2. anstatt ? 1.



Die Kupfer, welche der Herr Verfasser selbst inventirt und gestochen; nämlich XII. Landschaften, und X. historische und mythologische Stücke, sind à 3 Rthl. 8 gr. oder 5 fl. zu haben; in Augsburg bey Herr Nilson, Direct. der Academie. Basel. Herr Christian von Mechel. Bern. Herr Emanuel Haller, Buchhändler. Braunschw. Die Hochfürstl. Waysenhausbuchhandlung. Leipzig. Herr Hilscher, Buchhändler. Wien. Herr Graffer, Buchhändler.

Bey Orell, Gessner, Füeslin und Compagnie in Zürich, sind von der Jubilate Messe 1771. bis wieder dahin 1772. gedruckt worden.

Bastholm (Evangelischen Pfarrers zu Smirna) Lobrede auf den Messias. 8. 5 gr. od. 20 kr.

Bergpredigt Jesu Christi. Nach einer freyen Uebersetzung in Versen. 8. 3 gr. od. 12 kr.

Betrachtungen über die Wunderwerke des Evangelium, gegen den Herrn J. Jac. Roussseau. Aus dem Franz. übersetzt. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Beilage zu Herrn Spaldings Briefen an Herrn Gleim. Von einem Freunde Herrn Spaldings. 8. 6 Pf. oder 2 kr.

Brechtel (Joh. Jac.) Anmerkungen über das Basedowische Elementarwerk. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Briefe eines Catholischen Pfarrers über das Mönchswesen. 1ster Band. Neue vermehrte Auflage. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Capriece (les) de l'amour & de l'amitié. Anecdote anglaise; suivie d'une petite anecdote allemande. 8. 8 gr. od. 30 kr.

Eigensinn (der) der Liebe und Freundschaft. Eine Engländische Erzählung. Nebst einer kleinen deutschen Liebensgeschichte. Aus dem Franz. übersetzt. 8. 6 gr. od. 24 kr.

Elementa grammaticæ Latinae. 8. 14 gr. oder 54 kr.

Erzählungen (biblische) für die Jugend. Altes Testament. 8. 1 Rthl. od. 1 fl. 30 kr.

Füeslin (Joh. Caspar) Raisonnierendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke. Nebst Anmerkungen. 8. 18 gr. oder 1 fl. 8 kr.

Gedanken von der bürgerlichen Freyheit. Aus dem Engl. übersetzt. 8. 8 gr. od. 30 kr.

Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. 3. und 4ter Band. 8. 1 Rthl. 8 gr. od. 2 fl.

Gessner (Salomon) Neue Idyllen. Mit Vignetten gezieret von dem Verfasser. 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

--- Als Fortsetzung der Schriften mit Lateinischen Buchstaben. 5ter Theil. 8. 20 gr. od. 1 fl. 15 kr.

--- Eben- dieselben als Fortsetzung der Schriften mit Deutschen Buchstaben. 3ter Band. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Gullivers (Lemuel) sämtliche Reisen. Aus dem Englischen des D. Swifts übersetzt. 3te Auflage mit Kupfern. 8. 16 gr. od. 1 fl.

Haller ( Alb. de ) Bibliotheca Botanica.  
Tom. II. & ult. med. 4to. 4 Rthl. od. 6 fl.

Journal für das Frauenzimmer. Aus dem  
Italiänischen übersetzt. 2tes und letztes  
Bändchen. 8. 18 gr. oder 1 fl 8 kr.

Mengs ( Raphael ) Gedanken über die Schön-  
heit und den Geschmack in der Mahlerey  
von J. C. Füßlin herausgegeben. 3te Aufl.  
8. 4 gr. oder 15 kr.

Sarcona ( M. ) raisonnirte Geschichte der  
Epidemie von Neapel. Aus dem Italiäni-  
schen übersetzt. 2, 3. und letzter Band.  
8. 1 Rthl. od. 1 fl. 30 kr.

Saussure ( Professor in Genf ) kurze Anzeige  
von dem Nutzen der Strahlableiter. Aus  
dem Franz. übersetzt. 8. 1 gr. 6 pf. od. 6 kr.

Tillotson ( Joh. ) neue Sammlung auserlesener,  
bisher noch nicht übersetzter Predigten. 7ter  
Band. 8. 16 gr. oder 1 fl.

-- -- -- sämtliche Predigten von der  
Buße. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Tobler ( Joh. ) Oniramint fürs Christenthum.  
Bey dem Traume von 440. 8. 3 gr. od. 12 kr

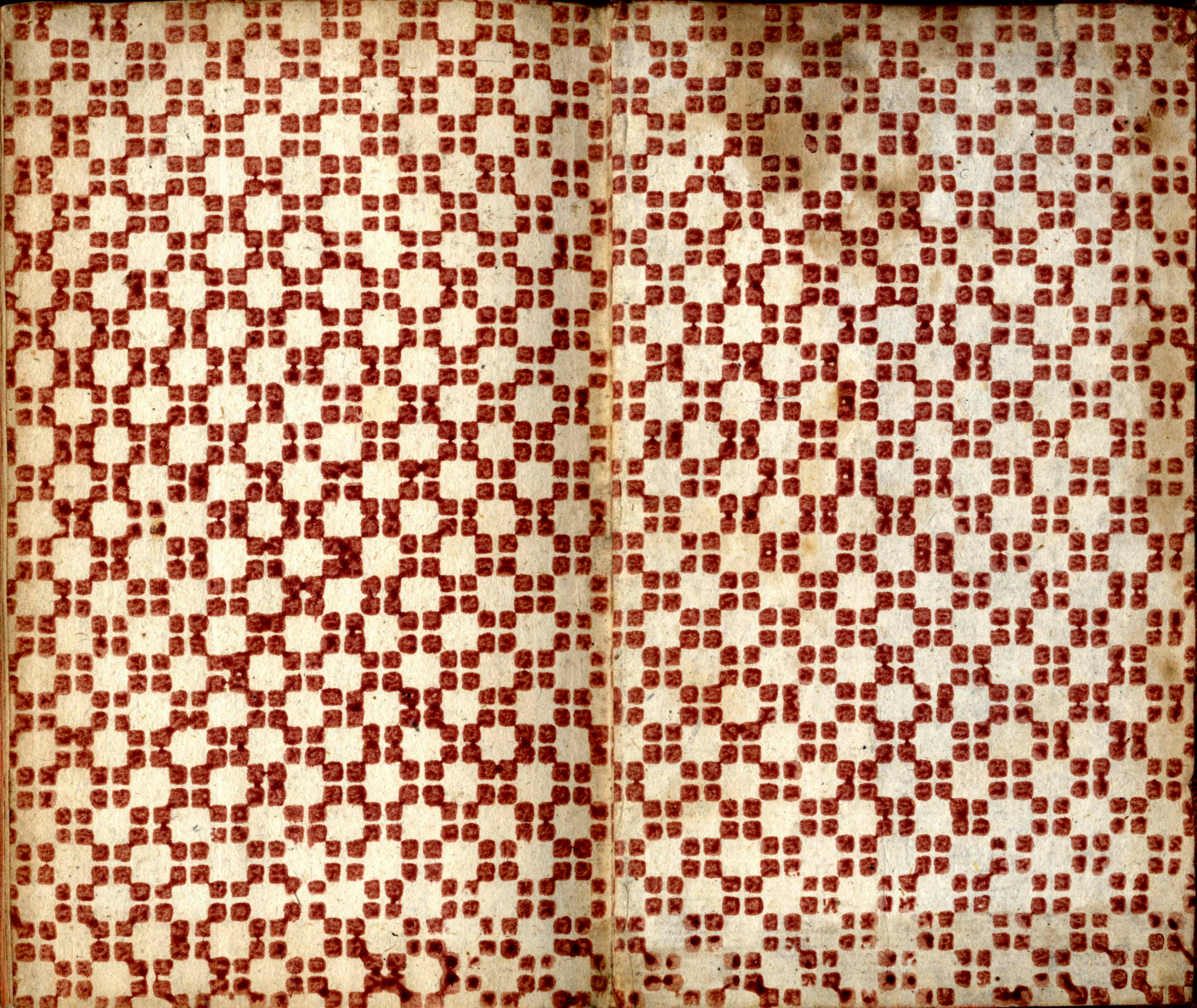
Unterhaltungen für Gefangene Missethäter.  
Neue, mit vielen Zusätzen vermehrte Auf-  
lage. 8. 20 gr. od. 1 fl. 15 kr. Die  
Zusätze besonders. 8. 4 gr. od. 15 kr.

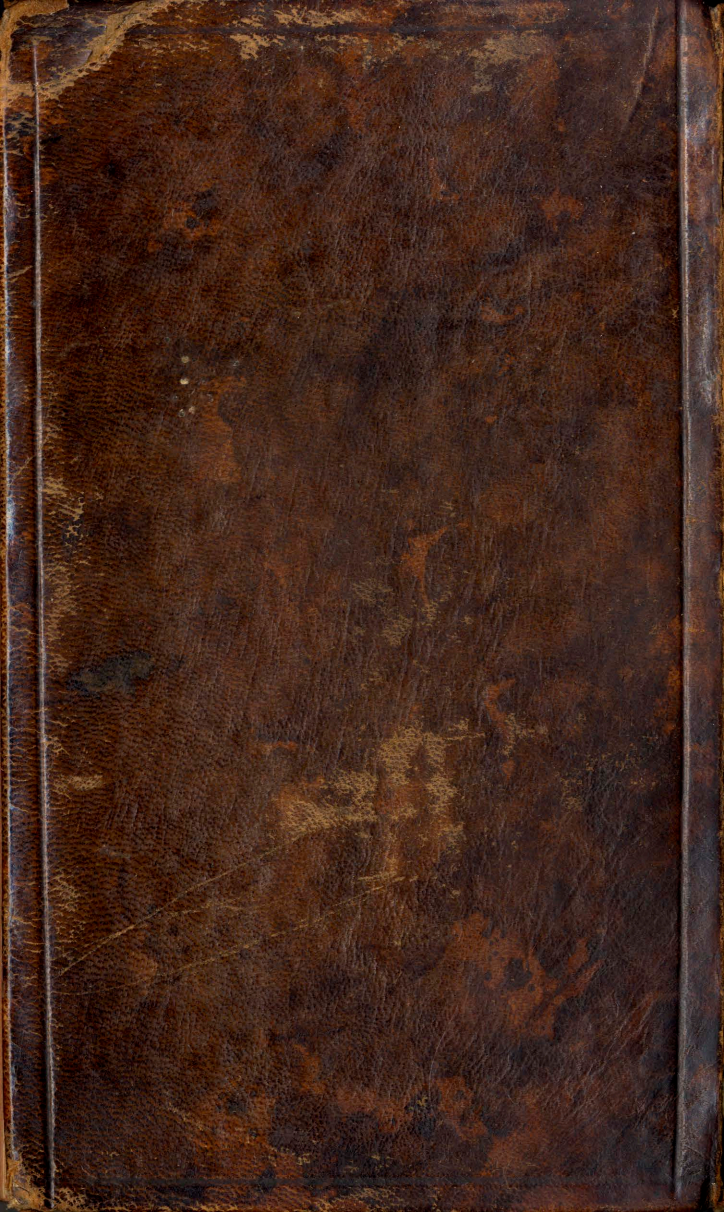
Wielands profaische Schriften. 2. Bände.  
compl. 8. 1 Rthl. 12 gr. od. 2 fl. 15 kr.

- - - Clementina von Poretta. Ein  
Trauerspiel. 8. 8 gr. oder 30 kr.

30-

535760/322





DEKROTS  
UND  
GESNERS  
Gedichte  
in 10 Bänden

